

*Habibi, shuuu?*

**Wie schön, dass Sie alle hier gelandet sind.**

Im Nachfolgenden werden wir Ihnen von all unseren Erlebnissen und auch Herausforderungen berichten, denn davon haben wir *apululu!*

Sei es *changamoto*, die größte von allen, *abantwana*, welche einen immer auf Trapp halten oder der *kipilefti*, da gibt es nichts mit *kupumzika!*

Das ist doch alles *mis mushkile*, würde *Amma* sagen, denn *il hamdulillah* es gibt ja *abbastanza* 鳳梨, *init?*

Und wenn Sie jetzt denken: Die sind ja alle *kind of a keck!* Sind die alle *fubick?*

Dann können wir nur sagen: *Janni, ma baraf, ana bahib bahki u batallam arabiy* - also *yalla*, jetzt geht's los. Setzen Sie bitte Ihre *glasögon* auf und studieren Sie unsere Berichte in all ihren Details – *todo tiene su tiempo*, denn am Ende wird alles einen Sinn ergeben.

*Ma salame!*

© 2016

Herausgegeben durch den  
Freiwilligenjahrgang 2015/16  
des Berliner Missionswerkes



# Inhaltsverzeichnis

---

<b>Vorwort der Freiwilligen</b>	<b>3</b>
<b>Vorwort vom Freiwilligenteam des Berliner Missionswerkes</b>	<b>4</b>
<b>Großbritannien</b>	<b>5</b>
Daniel	7
Elias	9
Nora	11
<b>Italien</b>	<b>13</b>
Wiebke	15
<b>Kuba</b>	<b>17</b>
Julie	19
Vanessa	21
<b>Palästina</b>	<b>23</b>
Anna	25
Carlotta	27
Carolin	29
Emil	31
Judith	33
Moritz	35
<b>Schweden</b>	<b>37</b>
Anna	39
<b>Südafrika</b>	<b>41</b>
Philipp	43
Till-Jakob	45
<b>Taiwan</b>	<b>47</b>
Lena	49
<b>Tansania</b>	<b>51</b>
Fanny	53
Henriette	55
Paul	57
Verena (außerordentlich entsendete Freiwillige)	59
<b>Indien (Gastbeitrag vom Leipziger Missionswerk)</b>	<b>61</b>
Gianna	63
<b>Spaßcollage</b>	<b>65</b>
<b>Ihr seid einfach toll.</b>	<b>66</b>
<b>Informationen zum Freiwilligendienst</b>	<b>68</b>
<b>Impressum</b>	<b>69</b>



# Vorwort der Freiwilligen

---

Liebe Leserinnen und Leser,

es gibt einen Spruch, der heißt: „Ein Auslandsjahr ist nicht ein Jahr deines Lebens, sondern ein Leben in nur einem Jahr.“ Wie wahr.

Wir, 21 junge Menschen, haben uns in die Welt aufgemacht mit dem Ziel, unseren Horizont zu erweitern und in eine andere, fremde Kultur einzutauchen und neue interessante Menschen zu treffen. Vor gut einem halben Jahr haben wir den Schritt gewagt, für ein Jahr unseren Alltag in Deutschland einzutauschen, um ein komplett anderes Leben zu führen. Ein Leben, welches viele Höhen, aber auch mal Tiefen mit sich bringt. Welches uns Glücksmomente schenkt, uns aber auch vor Herausforderungen stellt. Momente, von denen wir noch lange zehren werden und Herausforderungen, die uns wachsen lassen.

Mit dieser Rundbriefzeitung möchten wir Sie, liebe Leser, an unserem „anderen“ Leben teilhaben lassen und Sie einladen, einen Blick in die Karibik, Afrika, Europa, den Nahen Osten oder Asien zu werfen. Wir werden von Erlebnissen berichten und Dinge oder Situationen schildern, die uns bewegt haben oder die unseren Alltag prägen und Ihnen so einen Einblick in unsere Arbeit vor Ort geben.

So gegensätzlich unsere Einsatzländer Ihnen auch erscheinen mögen, eines

haben sie jedoch alle gemein: Der kulinarische Aspekt spielt eine wesentliche Rolle für die Kultur eines Landes. Die „Fika“ wird in Schweden am Mittag zelebriert und ist ein unabdingbarer Bestandteil des Tages, genauso, wie der „afternoon tea“ in England. Italien bedeutet nicht nur Pizza und Pasta (laut Wiebke ist auch der Kaffee hervorragend) und auch die südafrikanische und die kubanische Küche sind durch viele verschiedene Einflüsse für ihre Vielfaltigkeit bekannt.

Da wir diesen Aspekt für ziemlich wichtig erachten, haben wir uns entschieden zu jedem der neun Länder das ein oder andere Rezept mit einzufügen. So können Sie ganz unterschiedlich an den verschiedenen Kulturen teilhaben. Denn die Liebe geht ja bekanntlich durch den Magen und unsere Liebe zu Kuba, Südafrika, Tansania, Italien, Großbritannien, Schweden, Palästina, Indien und Taiwan ist ganz groß.

Wir hoffen und wünschen Ihnen, dass sie beim Lesen unserer Rundbriefzeitung und beim Nachkochen der Gerichte, genauso viel Begeisterung empfinden, wie wir es täglich in unserem „Leben in nur einem Jahr“ erfahren.

Liebe Grüße aus Taiwan, Lena





## Vorwort vom Freiwilligenteam des Berliner Missionswerkes

---

*„Das Interessante am Leben sind die Veränderungen, auch wenn die Übergänge schwierig sind.“  
(Autor unbekannt)*

Einundzwanzig junge Menschen haben sich bewusst auf Veränderungen in ihrem Leben eingelassen. Sie sind als Freiwillige für ein Jahr aufgebrochen, um einen anderen Alltag und das Leben der Menschen in unseren Partnerkirchen kennenzulernen. In Rundbriefen berichten sie von ihrem Einsatz. Einer dieser Briefe ist ein ganz besonderer: eine gemeinsame Rundbriefzeitung. Über Ländergrenzen hinweg gestaltet, laden die Freiwilligen die Leserinnen und Leser dazu ein, an ihrem Leben, an den Veränderungen und an den Übergängen teilzuhaben.

Im Spätsommer 2015 brachen die Freiwilligen in ihre Einsatzstellen auf: Der Abschied von zu Hause markierte für viele der jungen Menschen die erste längere Trennung von Familie und Freunden. Auf eigenen Beinen zu stehen und für sich selbst zu sorgen stellte die Freiwilligen vor erste Hürden: „Die einfache Erkenntnis, dass wenn man nichts kauft auch nichts zum Essen da ist, mussten wir erst lernen“, schreibt uns Till aus Südafrika, „auch das Einschätzen von Mengen kann eine schwierige Angelegenheit sein. So konnten wir uns eine Woche von 61 (Eier-)Pfannkuchen ernähren, womit sich das Einkaufen in dieser Woche erübrigte.“ Plötzlich fanden sich die Freiwilligen in einer neuen Lebenssituation wieder, in der es galt den Tag selbst zu organisieren und für andere Verantwortung zu übernehmen. Neben anfänglichen Hindernissen plagte die Freiwilligen manche Unsicherheit. „Komme ich mit der Sprache zurecht? Mit der Arbeit?“, schreibt Elias aus Großbritannien.

Das Leben in einem völlig neuen Kontext verschafft eine neue Perspektive: Sowohl

auf die Heimat, die man zurückließ, als auch auf die neue Heimat auf Zeit. Die Freiwilligen erleben sich selbst als Teil einer großen Christenheit. Sie nehmen dabei auch die Vielfalt der gelebten Glaubenspraxis wahr: „Für mich, mein theologisches Denken, mein Gebets- und Glaubensleben war dieses Jahr in Tansania nachhaltig prägend. Ich kann spätestens seither Christentum nur noch weltweit und im Grunde auch nur noch ökumenisch denken“, so Carsten Bolz, 1986 Freiwilliger des Berliner Missionswerks in Tansania und heute Superintendent des Kirchenkreises Charlottenburg-Wilmersdorfs. „Ich bin von meinem hohen europäischen Ross herunter gestiegen [...] mein Weltbild ist vom europäischen Kopf auf afrikanische Füße gestellt worden“.

Die Freiwilligen durchliefen gemeinsam verschiedene Vorbereitungsseminare, in denen der eigene Hintergrund besprochen, entwicklungspolitische Fragen gestellt und länderspezifisches Grundwissen vermittelt wurde. Dabei entstand bei den Freiwilligen ein starker Zusammenhalt, der sich nun bei diesem gemeinsamen Projekt einer Rundbriefzeitung bewährt.

Diese intensiven Erfahrungen werden durch die Menschen in unseren Partnerkirchen ermöglicht. Mit jedem neuen Freiwilligenjahrgang übernehmen unsere Partner eine große zusätzliche Verantwortung und Arbeitslast. Die Freiwilligen werden durch die Partner betreut, sie erleben eine andere Lebenswirklichkeit und erhalten Einblicke in die Strukturen vor Ort. Deshalb gilt an dieser Stelle unser Dank unseren Partnerkirchen, die sich auf die Herausforderung einlassen und unseren Freiwilligen einen Blick in ihre Welt ermöglichen.

Für das Freiwilligenteam: Gabriele Bindemann, Sabine Klingert, Erdmute Scheufele und Nadja Zurawski



# Großbritannien

Daniel – Elias - Nora



Die gigantische Masse des Großraumes London bietet ebenso viele Attraktionen wie Ethnien und so viele Nationalitäten wie Baustile und U-Bahn Linien. Von Chesham in Zone neun bis nach Westminster in Zone eins durchquert man derart unterschiedliche Umgebungen, dass man meinen könnte, man hätte die Stadt bereits verlassen. Wir Freiwilligen, alle wohnen in Kilburn im Nordwesten der Millionenmetropole, leben in einer sehr dynamischen Umgebung, durchzogen von Sozialbauten und Millionärsbehausungen. Die dunkle und etwas schmutzige Atmosphäre steht visuell in keinem Vergleich zum gepflegten und saubereren Westminster im Herzen der Stadt, welches nur ca. 15 Minuten entfernt liegt. Von hier bis dort kann man bei überraschend heiterem, englischem Wetter allerhand gleichermaßen skurrile, wie faszinierende Bekanntschaften machen, als Beispiel sei nur einmal die große Menge an fanatischen, fröhlich ausgelassenen Fußballfans und Pub-Besuchern genannt. London schafft es mit seiner Vielfalt ein spannender Ort zu bleiben, in welchem man ständig Neues entdeckt.





## Victoria-Sponge-Cake – klassischer, englischer Kuchen

---

### Für den Teig:

- 200g Butter
- 200g Zucker
- 4 Eier
- 200g Mehl
- 1 TL Backpulver
- etwas Milch

### Für die Buttercreme:

- 600ml Milch
- 1 Ei
- 1,5 Päckchen Vanillepuddingpulver
- 300g Butter
- ca. 350g Erdbeermarmelade
- Puderzucker

Butter und Zucker schaumig schlagen. Eier hinzufügen und zu einer glatten Masse mixen. Anschließend Mehl und Backpulver dazu geben. Falls der Teig zu fest ist, etwas Milch dazu gießen. Den Teig in die Backform füllen und bei 180 Grad 45 min backen. Am besten mit einem Messer prüfen, ob der Teig durch ist. Den fertigen Kuchen aus dem Ofen nehmen und abkühlen lassen. Den Kuchen in der Mitte der Länge nach durchschneiden. Zwischen die Beiden Hälften wird nun dick eine Buttercreme aufgestrichen, die aus Milch, einem Ei, Vanillepuddingpulver und Butter besteht. Erst die Buttercreme auf die untere Hälfte streichen und darauf die Erdbeermarmelade verteilen. Dann mit der 2. Kuchenhälfte bedecken und mit Puderzucker bestäuben.





St. Luke's Church & Oxford-Kilburn Club | London, Großbritannien

# Daniel

Für Daniel ging die Reise aus seiner Heimatstadt Berlin in eine englische Millionenstadt – nach London, wo er in der St. Luke's Church in Kilburn seinen Freiwilligendienst absolviert. Sein Einsatzland schmeckt für ihn nach chinesischen Instantnudeln und dem typischen englischen Frühstück, allerdings vermisst er neben seinen Freunden auch das gesunde Essen in Deutschland. Er liebt die Vielfalt Londons und geht gerne zur Arbeit, da er die Menschen dort ins Herz geschlossen hat und Lebenserfahrung sammeln kann. Sein Lieblingswort ist „init“ (ein Slangwort für isn't it), das nach Lust und Laune am Anfang oder Ende jedes Satzes verwendet werden kann.



Ich lebe in einer Wohngemeinschaft im Süden des Londoner Stadtteils Kilburn. Kilburn setzt sich zusammen aus teuren alten Londoner Stadthäusern, sozialen Wohneinrichtungen sowie vielen noch im Bau befindlichen neuen Ober- und Mittelklassewohnhäusern, welche die Produkte des sozialen Wohnungsbaus in den kommenden Jahren ersetzen sollen.

Eine dieser sozialen Wohnsiedlungen, das South Kilburn Estate, in dem auch ich wohne, wird dieser Entwicklung in den kommenden Jahren voraussichtlich zum Opfer fallen. In der Tube Zone 2 befindlich und daher nur circa 15 Minuten vom Kern der Stadt entfernt, soll es aufgrund seiner hervorragenden Lage besser und teurer vermarktet werden.



Man trifft hier täglich Angehörige vieler verschiedener Nationalitäten, Ethnien und Religionen an, die aufschlussreiche Gespräche und interessante neue Bekanntschaften ermöglichen. Die Gegend ist „sicher“, solange man sich von Kriminalität bewusst fernhält. Es ist mir bisher auch nichts außerordentlich Denkwürdiges widerfahren. Meiner Ansicht nach haftet dem Bezirk ein ähnlicher Ruf wie dem Berliner Stadtbezirk Neukölln an. Wie erwähnt gleichermaßen von der fortschreitenden Gentrifizierung betroffen, gibt es vor allem Parallelen in der Art, wie über die Stadtteile gesprochen wird. Immer noch haftet der Gegend ein kriminelles Image an.

Im Herzen der Siedlung befindet sich der O.K. Club, in dem ich arbeite, und der es Kindern und Jugendlichen ermöglicht, ihre Freizeit außerhalb ihrer Familien zu gestalten. Für Jüngere wird nach der Schule ein Programm angeboten, das Sport- und Geschicklichkeitsaktivitäten in einem gemeinschaftlichen sozialen Rahmen bereithält. Hier wird dem Freiwilligen ein hohes Maß an sozialer Kompetenz abgefordert, obwohl es mir selbst viele der Kinder und vor allem Mitarbeiter einfach machten, mich einzuleben. Da man der Jugend, die sich im Idealfall an den Abenden im Klub einfindet, in Sachen Alter, möglicherweise auch in Sachen Lebenserfahrung, auf Augenhöhe begegnet, eröffnen sich hier noch neue Herausforderungen, vor allem, den richtigen Umgang mit beinahe Gleichaltrigen zu finden.



In der Kirche St. Luke, welche nur ca. 5 Minuten vom Klub entfernt liegt, wird mir durch die Überantwortung der Sonntagschule für die Altersgruppe von 13 bis 18,

welche eine Vorbereitung über theologische Themen voraussetzt, im Vergleich zum Klub mehr intellektuelle Kompetenz abverlangt. Ansonsten fallen in der Kirche, neben der Vorbereitung für Kinder und Jungenevents, die mit den stets herzlichen Mitarbeitern durchgeführt wird, Aufgaben wie die Leitung eines Cafés, die Mitarbeit in einer Krabbelgruppe sowie die Unterstützung der lokalen Essensausgabe für Hilfsbedürftige an. Vor allem die Arbeit mit Kindern sorgt dafür, dass die Motivation in der Arbeit stetig nach oben getrieben wird, obwohl man auch damit - von Zeit zu Zeit - zu kämpfen hat.

Außerhalb der Arbeit bietet London alles, was das Herz begehrt: die aufregende Innenstadt ebenso wie die vielen Parks und Museen, Shoppingcenter und Restaurants. Das Londoner Wetter ist zumindest in diesem Jahr hervorragend und man erlebt ganzjährig fast sommerliche bzw. frühlingshafte Temperaturen.

Die Wohnsituation ist, trotz einiger kleiner Konflikte (unausweichlich bei acht Mitbewohnern und nur einer Küche), für mich optimal. Ich fühle, dass alle Bewohner viel voneinander lernen können, da alle unterschiedliche Stärken und Schwächen haben, ebenso stellt sich die Zusammenarbeit der Freiwilligen im Club dar. Empfehlen kann ich jedem Besucher des sehr teuren Londons einen Besuch im Restaurant Little Bay in Hampstead, welches im Vergleich zur restlichen Londoner Gastronomie „lächerlich“ gute Preise hat, sowie einen Besuch beim zauberhaften Chor der gigantischen St Paul's Kathedrale. Sparen würde ich mir hingegen das überteuerte Madame Tussauds, ebenso wie jegliche Dönerläden im gesamten Land.

Ich freue mich auf die zweite Hälfte meiner Zeit in London und natürlich auch darauf, meine Erfahrungen auch persönlich mit allen kommenden Volontären zu teilen.

Mit freundlichen Grüßen aus South Kilburn,  
Daniel Schultze



St. Mary's, Kilburn | London, Großbritannien

## Elias Pietsch

Elias war schon immer von England fasziniert und weil er wissen wollte, wie eine Kirchengemeinde denn in ihrer Ganzheit funktioniert, hat er sich entschieden, nach dem Abitur für ein Jahr in der Gemeinde von St Mary's, Kilburn in London zu arbeiten. England schmeckt für ihn nach Baked Beans und Katzenhaaren; die Katzen seines Gastgebers und die Pubs wird er vermissen, wenn er wieder in Deutschland ist. Ihm fehlen seine Heimatstadt Berlin, die ihm lieben Menschen und das Radfahren, obwohl er die Vielfältigkeit der Menschen und die Parks (Hampstead Heath!) Londons liebt.



*How do you like London so far? How's the city treating you?* Diese und andere Fragen kriegt man fast immer zu hören, wenn man jemanden Neuen hier trifft (der auch mitbekommen hat, dass man noch nicht so lange hier ist). Und mir gefällt's echt gut. Bald sechs Monate bin ich jetzt hier in Kilburn, einem Stadtteil im schönen Nordwesten Londons. Oben im Bild sieht

man meine Kirche und direkt dahinter wohne ich auch, mit meinem Pfarrer, Andrew, und seinen zwei Katzen zusammen. Obwohl man manchmal nicht weiß, wer mein Leben hier mehr beeinflusst. Andrew weckt mich jedenfalls nicht mitten in der Nacht auf um gefüttert zu werden. Ich arbeite in dem Gemeindeverbund St Mary's und St James', wobei mein Fokus



auf St Mary's liegt. Dort besteht die Gemeinde zum großen Teil aus Familien, da es in England die interessante Regelung gibt, dass man, will man einen Platz in einer kirchlichen Schule erhalten, regelmäßig die Kirche besuchen muss. Und St Mary's besitzt eine solche Schule. Dementsprechend helfe ich in der Sunday School, einer Art Religionsunterricht während des Gottesdienstes, gestalte einen After School Club mit und unterstütze kirchliche Aktivitäten wie Gottesdienste an Feiertagen in der Schule. Eigentlich übernehme ich hier die Rolle eines Pastoralassistenten, was in England üblicherweise junge Menschen in Vorbereitung auf ihr zum Priestertum führenden Theologiestudium tun. Meine Aufgaben beinhalten so ziemlich alles, was eine Kirche so zu bieten hat; von Besuchen im Altersheim über Büroarbeit bis hin zum Erstkommunionsunterricht.

St James' ist eine sehr ungewöhnliche Kirche. Um den Verkauf und die darauf folgende unvermeidliche Umgestaltung in Wohnraum zu verhindern, wagte die Gemeinde vor etwa 2 Jahren einen mutigen Schritt; das lokale Postamt zog in die Kirche, ein Café sowie ein Indoorspielplatz (genannt Hullabaloo) wurden eingebaut. Alle Einrichtungen sind sechs Tage in der Woche geöffnet, am Wochenende finden außerdem Kindergeburtstage statt. Die Kirche wurde somit zum gemeinschaftlichen Zentrum der Umgebung – wöchentlich kommen um die 3500 Menschen durch die Türen. Die radikalen Veränderungen führten aber auch zur Abwanderung einiger Gemeindeglieder. Es ist ein ganz spezielles Gefühl, eine Kirche zu betreten und von einer Geräuschkulisse aus Kindergeschrei, sich unterhaltenden Eltern, Geschirrgeklapper aus dem Café und Musik begrüßt zu werden, während sich vor einem eine eigentlich sehr traditi-

onell gestaltete Kirche auftut, deren vordere Hälfte aber von bunten Röhren, Tischen und Stühlen dominiert wird und mit Menschen gefüllt ist. Kirchen sind meist Orte der Stille und des Gebets, in England sind sie aber vor allem meistens zu. Oder man muss 20 Pfund bezahlen um reinzukommen. St James' ist immer offen und voller Leben. Es macht viel Spaß dort den täglichen Morning Prayer Tee zu trinken (ich trinke oft Kaffee – schlimm sowas!) und die Kirche sich langsam mit den unterschiedlichsten Menschen füllen zu sehen. Unterschiedlich – ein gutes Wort um die Gemeinde von St James' zu beschreiben. Father Andrew hat seiner Kirche auf die Fahne geschrieben, eine offene und alle willkommen heißende zu sein. Die Gemeinde hat einen nicht unerheblichen Teil an homosexuellen Mitgliedern, vor allem Father Andrew ist im Bezug darauf politisch sehr aktiv – was neben den baulichen Besonderheiten in St James' dazu führt, dass ständig das Fernsehen da ist. Die ARD war schon da, die BBC gleich mehrmals.

Ich genieße es sehr, in meinem gewohnten Umfeld Großstadt zu wohnen, spaziere aber auch oft zur Hampstead Heath um die Abwesenheit von Geräuschen und Menschen zu genießen.

Auch das Zwischenseminar in Wales war eine willkommene Abwechslung: meilenweite Sicht, viel Grün und noch mehr Schafe. Auch wenn das nach einem Klischee klingt.

Ich bin sehr dankbar für die Erfahrungen, die ich hier machen darf. Ich arbeite mit wunderbaren Menschen zusammen und lerne unglaublich viel über den Glauben und seine unterschiedlichen Ausdrucksformen.





St. Stephen with St. John, Westminster | London, Großbritannien

# Nora

Nora ist 19 Jahre alt und in Berlin mit ihren Eltern und ihrem jüngeren, aber trotzdem größeren Bruder aufgewachsen, in einem Zimmer mit einem weichen, großen Bett, welches sie in London sehr vermisst. An ihrer Einsatzstelle, der Gemeinde „St. Stephen with St. John, Westminster“, mag sie besonders die entspannte, lustige Atmosphäre und gleichzeitig die vielen Gegensätze und Herausforderungen, die ihr dort begegnen. Dazu passt ihr Lieblingswort „keck“, welches zum Slang gehört und, je nach Zusammenhang, bedeutet, dass jemand sehr merkwürdig, aber gleichzeitig auch irgendwie cool ist oder dass etwas lustig ist (jeder „Keck“ aus Berlin müsse verstehen, warum sie dieses Wort liebt). England schmeckt für Nora nach ungetoastetem, weißem Toastbrot und Mince Pies.



Nach sechs Monaten in London weiß ich, dass dies die eine Stadt ist, welche sich von ihrer Vielfältigkeit und den darin verborgenen Welten, welche hier oft aufeinander treffen, ernährt. Sie ist diese eine Stadt, welche von den Briten selbst als *country itself* bezeichnet wird, mir diese Gründe immer weiter offenbart und mir

*meine* neue Welt nie langweilig macht. In meiner Londoner Welt gibt es Menschen in Millionen teuren Häusern und zwei Straßen weiter Sozialwohnbauten. Ich begegne einer unglaublich hohen, kulturellen Vielfältigkeit und einem Zusammenkommen von den unterschiedlichsten Menschen in meiner



Kirchengemeinde. In meiner „neuen, Londoner“ Welt gestalte ich einen *Christian Club* in der Grundschule und unterhalte mich später zur Teestunde mit vielen wohlhabenden, heimatlosen und vom Leben sehr geprägten Menschen. Ich laufe mit einem Kreuz aus Asche an der Stirn in London herum, weil man das als Mitarbeiter einer Kirche am Aschermittwoch halt so macht (oder am Palmsonntag mit einem echten Kreuz und weißem Gewand, siehe Bild). Ich verlaufe mich während eines Schulgottesdienstes in der Westminster Abbey und schlafe im Oktober eine ganze Nacht unter freiem Himmel, um Spendengelder für ein Obdachlosenprojekt zu sammeln. Das ist mein neues Leben, hier in London.

In der letzten Zeit ist wieder ziemlich viel passiert. Nach der leuchtenden, spannenden und gleichzeitig auch vollen Zeit über Weihnachten, bin ich nun in *Lent* angelangt, welche die Fastenzeit ist. Die Zeit zwischen diesen beiden im Kirchenjahr sehr wichtigen Abschnitten habe ich unter anderem mit einem Tagesausflug nach Brighton (siehe Foto) und auf meinem Zwischenseminar in Wales verbracht. Durch die wundervolle Landschaft und die vielen neuen Gesichter, welche dort zusammen trafen, war es eine sehr interessante und bereichernde Erfahrung für alle von uns.



Ein paar Wochen später hieß es für mich *moving house*. Ich wohne jetzt zusammen mit Daniel in einer Wohngemeinschaft in Kilburn, einem Stadtteil Londons. Es ist sehr erfrischend nach einem halben Jahr wieder eine kleine Abwechslung zu haben! Neuerdings volontiere ich auch an

zwei Abenden die Woche in einem Jugendclub in Kilburn, welcher zu unserer WG gehört. Dadurch wird mein Arbeitsbereich nun auch auf Jugendliche aus schwierigeren, sozialen Verhältnissen ausgeweitet.



In meiner Kirche gehen nun auch die Vorbereitungen für das Projekt des *Westminster Winter Night Shelters* los, bei welchem Obdachlose jede Nacht in verschiedenen Kirchen einen Schlafplatz, sowie etwas Warmes zu essen und Aktivitäten wahrnehmen können. An diesem Projekt wird auch meine Kirche im April und Mai beteiligt sein. Während *Lent* passieren aber auch viele andere großartige Dinge. Erwähnenswert ist der Pfannkuchentag, welcher traditionell einen Tag vor Aschermittwoch stattfindet und den Beginn der Fastenzeit einläutet. An diesem Tag gibt es überall, wer hätte es gedacht, Pfannkuchen zu essen (mit Beilagen wie Sahne, Sirup, Himbeeren und kleinen Schokokugeln, die alle kombiniert werden) und Rituale wie Pfannkuchen-Wettrennen oder Partys. Da mir meine Kollegen nicht den vollen Genuss vorenthalten wollten, verbrachte ich diesen Tag backend, mit einer *Pancakeparty* in der Kirche und aß so viele Pfannkuchen wie noch nie.

Meine Arbeit gestaltet sich unglaublich vielseitig, lustig und trotzdem herausfordernd. Von einer Segnung der Pferde und Kirchenglocken, bis zu dem Umgang mit Kindern, Jugendlichen, älteren und sehr hilfsbedürftigen Menschen - es ist alles dabei und wenn man einen Pfarrer (und gleichzeitig Chef) hat, der an Ostern mit rohen Eiern in der Kirche herumwirft, dann kann es erst recht nicht langweilig werden.



# Italien

---

Wiebke

---



Kaffee, Wein, Pasta, Pizza, Eis. Das sind die typischen Sachen an die jeder denkt, wenn es um Italien geht. Bald danach kommen Meer und Urlaub, Mafia, Mode, unglaublich viele alte Steine bzw. Weltkulturerbe (je nachdem, wie man es betrachtet), Fiat und Fußball. Italien erstreckt sich von den Alpen im Norden über die toskanischen Weiten bis in den sonnigen Süden, der hauptsächlich von Agrarwirtschaft geprägt ist. Umrundet wird es dabei stets vom Mittelmeer, was das Land schon früh zum „deutschen Urlaubsparadies“ machte.

In meiner Einsatzstelle in Rom lerne ich jedoch auch ein anderes Italien kennen. Das Italien aus der Sicht der Flüchtlinge. Für sie ist Italien der Beginn eines neuen Lebens in Europa und die eventuell Möglichkeit auf eine Familienzusammenführung. Weit weg von Verfolgung und Krieg. Sie steigen in Boote um das Mittelmeer zu passieren und begeben sich damit auf eine der gefährlichsten Fluchtrouten der Welt. In Italien werden sie häufig mit Rassismus konfrontiert. Der Mangel an Plätzen in Flüchtlingsunterkünften erleichtert den Einstieg in Europa auch nicht unbedingt. Ich als Freiwillige lebe ein Jahr lang zwischen diesen beiden Gesichtern des Landes: Tourismus- und Flüchtlingsitalien.





## Ein italienischer Spieltipp

Scopa (Besen) ist ein beliebtes italienisches Kartenspiel, das man hier häufig in Bars spielt. Gespielt wird es mit einem eigenen Deck (neapolitanisch oder sizilianisch). Das Spiel kann man schon ab zwei Leuten spielen. Es macht aber mehr Spaß mit drei bis vier Leuten. Man versucht so oft wie möglich alle Karten aus der Mitte „wegzufegen“ (deswegen Besen) um so die meisten Karten/Stiche zu erhalten. Dabei versucht man auch möglichst viel *denari* (Münzen) zu sammeln, die nur auf einigen Karten vorhanden sind. Das Spiel wirkt auf den ersten Blick verwirrend, wenn man sich aber einmal an die Karten gewöhnt hat, geht es ganz einfach.



## Spaghetti cacio e pepe - ein typisch römisches Gericht

- 500 Gramm Spaghetti
- 300 Gramm Pecorino (Käse)
- Schwarzer Pfeffer (am besten frisch gemahlen)
- Spaghetti al dente kochen
- Pecorino reiben
- In einer Schüssel etwas heißes Wasser mit Salz füllen (das Nudelwasser geht auch dafür)
- Käse dazugeben und vermengen bis eine cremige Soße entsteht
- Mit Pfeffer würzen
- Die Nudeln dazugeben und mit der Soße vermengen

**Buon Appetito!**



## Wiebke

Wiebke, 19 Jahre alt, absolvierte vor ihrem Freiwilligendienst das Abitur in Berlin, wo sie in einer Familie mit drei Töchtern aufwuchs. Von der deutschen Hauptstadt ging es für sie nun direkt weiter in die italienische: nach Rom. Dort arbeitet sie im „Servizio Rifugiati e Migranti/ Mediterranean Hope“ mit und kann so die Flüchtlingsarbeit in einem anderen europäischen Land direkt kennenlernen. Italien schmeckt für sie nach Kaffee, Wein und Olivenöl. Während sie von Deutschland das Frauenbild und die öffentlichen Verkehrsmittel in Berlin vermisst, wird ihr zurück zu Hause neben dem guten Kaffee die Gelassenheit und Ruhe der Römer fehlen. Dazu passt auch ihr Lieblingswort „abbastanza“ (ausreichend/genügend), das beinahe in jeder Lebenslage verwendet werden kann.



Einen Rundbrief zu schreiben, der für meinen Freundeskreis und für die Leser der anderen Freiwilligen interessant ist, stellt mich vor eine gewisse Herausforderung. Deswegen werde ich erst noch mal kurz zusammenfassen, was ich hier genau mache. Das *Servizio Rifugiati e Migranti* (SRM) ist ein Büro in Rom, welches sich um Flüchtlinge und Migranten kümmert, die Hilfe bei der Integration, der Wohnungssuche, beim Ausfüllen von Formularen oder ähnlichem brauchen. Das Büro ist ein Teil der Föderation der evangelischen Kirchen in Italien (FCEI). Es engagiert sich zudem landesweit in verschiedenen Stellen in einem neu geborenen Projekt der evangelischen Kirche Italiens mit

dem Namen *Mediterranean Hope* (MH), das vor kurzem den ersten humanitären Korridor für Flüchtlinge geöffnet hat. Ein humanitärer Korridor bedeutet, dass das Projekt Flüchtlingen ermöglicht legal nach Europa zu gelangen. Indem ein humanitäres Visa vom italienischen Innenministerium ausgestellt wird, können die Flüchtlinge mit einem Flug nach Italien einreisen und die lebensgefährliche Überfahrt mit Schlepperbooten nach Griechenland und Italien umgehen. *Mediterranean Hope* hat sowohl im Libanon als auch in Marokko Mitarbeiter vor Ort und begleitet somit die ausgewählten Flüchtlinge, die über den humanitären Korridor einreisen dürfen, während der Einreise und Integration in



Europa. Die Familien, die ausgewählt werden, sind meist besonders gefährdet oder haben ärztliche Versorgung nötig. Das Projekt ist ein Pilotprojekt und soll auch einen neuen Weg der Flüchtlingshilfe zeigen. Am 4. Februar kam die erste Familie mit der kleinen siebjährigen Falak über den ersten humanitären Korridor in Italien an. Falak leidet unter einem Augentumor und muss dringend operiert werden, da sonst auch das Sehvermögen des zweiten Auges in Mitleidenschaft geraten könnte. Ein Auge hat sie bereits auf Grund des Tumors verloren. Ihre Familie ist vor zwei Jahren aus Syrien geflohen und hat die letzten Jahre in einer Garage in Tripoli gewohnt. In Rom wird sie im Krankenhaus *Bambino del Gesu* behandelt und die Familie wird nun vom SRM unterstützt. Ende Februar wird der humanitäre Korridor ein zweites Mal geöffnet und eine größere Gruppe, die ebenfalls von meinem Büro betreut wird, reist nach Rom. Für diese Gruppe wurde das Aufnahmecenter *Casal Damiano* des FCEI eröffnet, das in der Umgebung von Rom liegt und seit Ende Februar meine Haupteinsatzstelle ist. Es werden fünf Familien erwartet, die teilweise aus drei Generationen bestehen. Unter den 27 ankommenden Personen sind auch 12 Kinder. Das Center ist kein öffentliches Center sondern speziell für das Projekt der humanitären Korridore eröffnet worden. Dort soll ich vor allem die Freiwilligenarbeit koordinieren (nicht nur in Deutschland sind die Flüchtlingsunterkünfte auf die Arbeit von Freiwilligen angewiesen), das Freizeitprogramm für die Kinder gestalten und eine Ansprechperson für alle im Center sein.

Auch diesmal berichte ich wieder genauer von einem Menschen, der mir hier begegnet ist. Vor ein paar Tagen habe ich die freudige Nachricht bekommen, dass Abraham in der Schweiz mit seinem Bruder zusammen geführt wurde. Abraham war im *Casa delle Culture* in Scicli auf Sizilien, wo er letzten Sommer angekommen ist. Das Center gehört ebenfalls zum Projekt *MH* und arbeitet deshalb mit dem SRM zu-

sammen. Im Oktober berichtete ich darüber, dass ich die psychologischen Berichte von Abraham auf Deutsch übersetzt habe, damit er mit seinem Bruder legal nach dem Dublin-Abkommen zusammengeführt werden kann. Der Bericht hat mich im Oktober sehr bewegt, denn der 12-Jährige Abraham war allein aus Eritrea geflohen und hatte kaum Kontakt zu seiner Familie auf der Reise. Er hat zahlreiche Traumata auf dem Weg nach Europa erlitten. Er wusste, dass sein 17-Jähriger Bruder bereits in Europa angekommen war und meinte er sei in Schweden. Nachdem das Missverständnis aufgeklärt worden war, dass sein Bruder in der Schweiz in einem Integrationsprogramm war, hat Fede, eine meiner Kolleginnen, den Kampf in Angriff genommen, die beiden Brüder legal wieder zusammen zu bringen. Nach einem halben Jahr Papierkrieg und mehreren Fluchtversuchen seitens Abrahams, weil er sich allein auf den Weg zu seinem Bruder machen wollte, gab es dann tatsächlich die Einwilligung der Zusammenführung und einen so glücklichen Abraham wie noch nie zuvor. Am 11. Februar flog Abraham dann das erste Mal mit einem Flugzeug und einem Mitarbeiter des Centers von Catania nach Zürich, wo sich die beiden Brüder nach fünf Jahren endlich wieder sahen.



Anhand der Länge des Absatzes erkennt ihr schon, wie sehr ich mit Abraham mitgefiebert habe und wie sehr ich mich für ihn freue. Damit verabschiede ich mich wieder und hoffe, dass ich bis zum Ende meines Freiwilligenjahres mit meinen kleinen Geschichten die Haltung „Oh, er/sie ist ein Flüchtling. Das ist ja interessant“ etwas zurückdränge, denn vor allem das macht Integration schwer. Die Meisten wollen einfach als Menschen wahrgenommen werden. Nicht als Flüchtling.



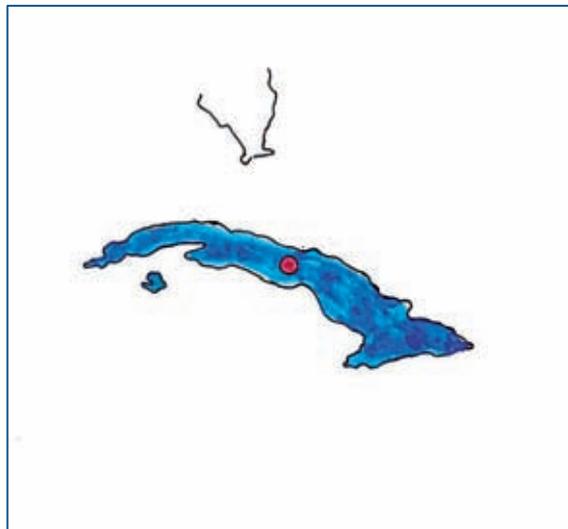
# Kuba

Julie - Vanessa



Hier in Kuba sind wir zwei Freiwillige. Vanessa und Julie. Kuba wird grob in drei Regionen unterteilt. Den Westen, das Zentrum und den Osten. Unsere Einsatzstellen befinden sich im Zentrum der Insel und liegen ca. 30km voneinander entfernt. Wir arbeiten beide in der IPRC (presbyterianisch reformierten Kirche). Vanessa arbeitet in der Kirche von Taguasco, was eine kleinere Kirche in einer kleinen Ortschaft ist. Zwar ist das Kirchengebäude etwas baufällig, aber die Gemeindemitglieder legen mehr Wert darauf anderen Menschen zu helfen und investieren so in ihre sozialen Projekte, wofür sie im ganzen Ort bekannt sind. Julie arbeitet in der Kirche der Stadt Sancti Spiritus, die zu einer der größeren presbyterianischen Gemeinden zählt. Außerdem gehören zu ihr noch drei Außenstellen der Kirche, die sogenannten Missionen. So befindet sich eine Kapelle in Toyos, was ein Bezirk am Stadtrand von Sancti Spiritus ist, eine weitere auf dem Land in Jaitibonico und die dritte in Paredes. Genauso wie die Kirche in Taguasco hat auch Sancti Spiritus sehr engagierte Kirchenmitglieder und so entstehen stetig neue Projekte. Unsere Aufgaben als Freiwillige sind sehr vielseitig und variieren in den beiden Kirchen. Von der Arbeit in der Küche für das Mittagsprojekt, bei dem für bedürftige Menschen gekocht wird, Waschprojekten, Arbeiten mit Kindern, Arbeiten in den Missionen, Betreuung von Gästen und unsere eigenen Deutschkurse ist alles dabei. Zwar spielt sich unser Leben zum größten Teil in der Kirche ab, aber das ist nicht die kubanische Norm. Denn durch den seit 1959 herrschenden Sozialismus in Kuba unterlagen die Kirchen lange Zeit Restriktionen. Inzwischen steht dies aber jedem frei und so gibt es neben den verschiedenen christlichen Konfessionen auch afro-kubanische Religionen, die ihren Ursprung bei den aus Afrika stammenden Sklaven haben. Die Mehrheit der religiösen Bevölkerung ist allerdings katholisch, weshalb der Papstbesuch vom 19.-22. September 2015 ein großes Ereignis für viele Katholiken in Kuba war.

Ein noch viel größeres Ereignis für alle Kubaner wird der anstehende Besuch Präsi-





dent Obamas Ende März, dem mit viel Hoffnung entgegengefiebert wird. Das wird der erste Besuch eines US-amerikanischen Präsidenten im sozialistischen Kuba sein. Die Kubaner erhoffen sich von den USA eine Lockerung der bestehenden Blockade sowie eine Besserung der politischen und wirtschaftlichen Beziehung der beiden Staaten.



Durch die koloniale Vergangenheit Kubas sind auch noch einige spanische Einflüsse erkennbar. Von der Sprache über die Architektur bis hin zur Musik und zum Tanz ist alles von den Spaniern geprägt worden und hat sich natürlich im Laufe der Zeit weiterentwickelt und ist so zum kubanischen Kulturgut geworden. Außerdem haben die Kunst und der Sport einen hohen Stellenwert in Kuba. Der Nationalsport ist übrigens Baseball und so gibt es viele begeisterte Fans.

Um nun einige verbreitete Klischees gegenüber Kuba aus unserer Sicht zu bestätigen können wir nur Folgendes sagen: Es gibt viele Oldtimer; Zucker, Rum und Zigarren werden mehr als beispielsweise in Deutschland konsumiert und der Großteil der Kubaner, die wir bisher kennengelernt haben, hat von Kindesbeinen an einfach ein ganz anderes Gefühl für ihren Körper und die Musik, weshalb sie leichtfüßig ihr Salsatanzbein schwingen können.

### Stimmen aus dem Land:

Was würdet ihr als Kubaner zu eurem Land sagen?

*„Wenn Kubaner an Kuba denken, fangen wir immer mit der Wirtschaft an, weil wir keine einfache Wirtschaft haben. Deswegen können wir oft unseren Ideen oder Träumen nicht nachkommen. Meistens denken wir nur an die schlechten Dinge in unserem Land und nicht an die schönen Dinge, die uns hier gegeben werden.“*

Und was meint ihr aktuell zur Beziehung zwischen den USA und Kuba?

*„Wir durchleben gerade eine Zeit der Veränderung. Was passieren wird ist ein Geschenk. Es ist nur die Frage ob ein gutes oder ein schlechtes...“*

## Schwarze Bohnen mit Reis (und Fleisch)

---

Für zwei Personen:

- 2 Becher schwarze Bohnen
- 1 Becher Reis
- 1 Kopf Knoblauch
- 2 Zwiebeln
- ½ Paprika
- 1 EL Salz
- Nach Bedarf 2 Hühnerschenkel

Bohnen waschen und anschließend mit zwei Bechern Wasser und Salz ca. 75 Minuten kochen lassen. In der Zwischenzeit den Knoblauch, die Zwiebeln und die Paprika mit Öl anbraten und danach mit den Bohnen vermengen. Anschließend den Reis waschen und mit einem Becher Wasser und etwas Öl und Salz für ca. 15 Minuten kochen. Außerdem die Hühnerschenkel kochen bis das Fleisch durch ist und danach mit Zwiebeln, Knoblauch und Öl in einer Pfanne nachbraten. Je nach Vorlieben rundet ein frischer Salat das Gericht ab.



# Julie

Julie wurde vor 19 Jahren in Berlin geboren und ist als Einzelkind aufgewachsen, dafür von ihrer Hündin Sambi begleitet worden, die sie in Kuba am meisten vermisst. Sie wohnt und arbeitet in der presbyterianisch reformierten Gemeinde „Sancti Spiritus“. Sie fühlt sich dort sehr wohl, da ihr die Menschen mit sehr viel Offenheit und Gastfreundschaft begegnen und weil in Kuba immer Sommer ist. Besonders gerne verwendet sie das spanische Wort „apululu“, das im Slang verwendet wird, wenn man viel von etwas hat. Kuba schmeckt für sie nach Reis und Bohnen.



Endlich war es so weit! Nach fast zweimonatigem Warten auf unsere Visumsverlängerung war unser kubanischer Ausweis, mit dem wir jetzt so ziemlich die Rechte eines jeden Kubaners haben, endlich da. Aber da wir auch immer noch im Besitz unseres deutschen Reisepasses sind, haben wir auch die Rechte eines jeden Touristen. Denn hier in Kuba wird zwischen diesen beiden Gruppen unterschieden. Es gibt verschiedene Buslinien, andere (Eintritts)preise und sogar Orte, die

für Kubaner nicht zugänglich sind. Der Grund dafür liegt beim Geld. Denn neben dem Export von Zucker, Rum und Zigarren sind Touristen die Haupteinnahmequelle der Karibikinsel. Für Kubaner ist es nur schwer bis unmöglich, jeden Ort des eigenen Landes zu sehen und auch in andere Länder zu reisen. Das liegt neben dem Geldmangel an strengen Restriktionen, da befürchtet wird, dass Staatsflucht begangen werden könnte.



So sehr wir Freiwilligen uns nun auch als Teil der kubanischen Bevölkerung fühlen, werden wir durch unsere deutschen Pässe nie vollständig dazugehören, denn wir haben das Glück, viele Freiheiten genießen zu können, die einigen Einheimischen ihr Leben lang verwehrt bleiben. Aus diesem Grund hatten wir auch nach unserer gescheiterten Costa Rica-Reise mangels kubanischen Ausweises schließlich doch die Möglichkeit ein anderes Land Lateinamerikas kennenzulernen. Unsere Reise ging in wohl eines der bekanntesten Urlaubsziele der Karibik: die Dominikanische Republik! Nach zweieinhalb Tagen Urlaub in Santo Domingo (der dominikanische Hauptstadt), ging es zum Zwischenseminar. Dieses hat jeder Freiwillige ungefähr zur Halbzeit seines Auslandsaufenthalts zu absolvieren. Man könnte sich jetzt natürlich fragen, weshalb wir dafür extra in die Dominikanische Republik geflogen sind und das nicht einfach im guten alten Kuba gemacht haben. Aber dafür gibt es natürlich eine stichhaltige Begründung: In ganz Kuba gibt es nur zwei Freiwillige. Und das sind Vanessa und ich. Da das Zwischenseminar aber dazu dienen soll, Erfahrungen mit anderen Freiwilligen auszutauschen, sich gegenseitig zu helfen und gemeinsam weiterzuentwickeln, ist es durchaus sinnvoll dies in einer größeren Gruppe zu tun. Und in der Dominikanischen Republik existiert diese größere Gruppe.

Bei unserem Seminar waren wir insgesamt 13 Teilnehmer von fünf verschiedenen Organisationen. Was ich neben den ganzen Erfahrungen und Erzählungen der anderen Freiwilligen besonders spannend fand, waren die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Länder. Obwohl sie ja geographisch gesehen direkt benachbart sind und kulturell einige Gemeinsamkeiten aufzeigen, sind sie doch sehr unterschiedlich. Im Grunde fing so Vanessas und mein Kulturschock bereits bei der Ankunft am Flughafen an. Denn in dem Auto, das uns abholte, gab es funktionierende Sitzgurte. Das ist in Kuba, soweit ich es bis jetzt

erlebt habe, eine Rarität, welche wir die ganzen vorherigen fünf Monate nicht zu Gesicht bekommen haben. Was uns auf dem Weg unweigerlich ins Auge fiel, war die Werbung. Zum einen gab es sehr viel Produktwerbung, die in Form von überdimensionalen Plakaten alle paar Meter von allen Seiten auf uns einprasselte und zum anderen waren es die Wahlplakate für die in diesem Jahr anstehende Präsidentschaftswahl in der Dominikanischen Republik.

In Kuba hingegen gibt es weder das eine, noch das andere. Das einzige Werbeplakat für ein Produkt, das ich bis jetzt in Kuba gesehen habe, war am Flughafen in Havanna. Wahlplakate gibt es wirklich nirgends, denn es gibt ja nur eine Partei und die Präsidentenamtszeit ist selbstbestimmt. Um für den möglichst langen Erhalt des sozialistischen Systems zu sorgen, sind das Einzige, was Kubas Straßenränder neben grasenden Pferden und Palmen ziert, Politikpropaganda-Plakate. Auf diesen ist oft die kubanische Flagge in irgendeiner Form zu sehen und Sprüche wie „Wir sind stolz auf unser Volk“ oder „Revolution für immer“. Neben den ganzen Unterschieden gibt es aber auch einige Gemeinsamkeiten. Vor allem in der Mentalität der Menschen. So tanzt die Jugend leidenschaftlich zu lauter Musik der Richtung Reguetón; mit der Pünktlich- und Zuverlässigkeit wird es nicht allzu streng gesehen und der Familienzusammenhalt ist sehr stark. Außerdem ist die Definition der Privatsphäre eine andere, als ich es gewohnt bin. Oft wohnen mehrere Generationen gemeinsam in einem Haus und so kommt es auch vor, dass man sich entweder sein Zimmer teilt oder das Zimmer nur durch einen Vorhang von einem anderen getrennt ist und man sich so in seinem eigenen Haus nie komplett zurückziehen kann. Abgesehen davon sind die Leute auch unfassbar neugierig! Und das nicht nur in der Familie, sondern in der ganzen Nachbarschaft und im ganzen Ort. Wenn man jemandem etwas erzählt, weiß es in kürzester Zeit so ziemlich jeder, den man kennt oder auch nicht kennt.



# Vanessa

Vanessa kommt aus Wegberg in Nordrhein-Westfalen, ihre Mutter ist jedoch gebürtige Kubanerin und ihre Großeltern wohnen noch in Havanna. So bietet das Freiwilligenjahr für sie neben persönlicher Weiterentwicklung auch die Chance, ihre Wurzeln besser kennen zu lernen. Sie lebt und arbeitet in der Kirchengemeinde von Taguasco, wo sie sozusagen „Mädchen für alles“ ist. Während ihr das vielseitige Essen aus Deutschland fehlt, liebt sie die kubanische Kultur und Mentalität und wird dieses Gesamtpaket, das nach leckeren karibischen Früchten schmeckt, sehr vermissen. Ihr Lieblingssatz lautet „todo tiene su tiempo“- „alles hat seine Zeit“.



In ein paar Tagen bin ich nun schon sechs Monate hier und die Zeit vergeht wie im Flug. Zu Beginn meines Freiwilligendienstes war ich skeptisch, ob ein Jahr nicht viel zu lange ist - jetzt aber fliegt die Zeit, was ich immer noch nicht ganz glauben kann. Julie, meine Mitfreiwillige und ich sind die

ersten Freiwilligen in Kuba, die ein ganzes Jahr an einer Einsatzstelle bleiben; bei den alten Freiwilligen wurde immer nach sechs Monaten die Einsatzstelle gewechselt. Wenn ich mir jetzt vorstelle, in eine andere Einsatzstelle zu kommen, um wieder ganz von vorne anzufangen, wäre ich



vermutlich aufgewühlt. Ich habe erst vor kurzem angefangen den kompletten Rhythmus zu verstehen und ihn mit zu leben, denn immer - wirklich immer, kommt irgendwas Neues dazu. Sei es, dass die Kubaner viel mehr Temperament haben oder ihre innere Uhr, gerade was Pünktlichkeit angeht, anders tickt.

Meine Arbeit und meine sonstigen Tätigkeiten in der Kirche in Taguasco sind vielseitig und gleichzeitig mit viel Freiheiten und Freizeit verbunden. Meine Woche beginnt erst dienstags und endet sonntags mit dem Gottesdienst. Sechs Tage die Woche arbeiten hört sich schlimmer an als es ist, meistens geht meine Arbeit bis 13 oder 14 Uhr, jedoch gibt es abends auch wieder etwas zu tun - verschiedene Aktivitäten die vorbereitet werden müssen, wie zum Beispiel das Krippenspiel oder Aktivitäten an Ostern.

Wenn keine Feiertage anstehen steht mein Deutschkurs auf dem Plan; meist auch Bibelstunden und andere Sachen. Die presbyterianische Kirche in Taguasco ist die einzige Kirche in Kuba, welche eine Regenbogenfahne in der Kirche zu stehen hat. Sie repräsentiert, dass jede und jeder akzeptiert wird – unabhängig von der Hautfarbe, dem Alter, dem Geschlecht oder der sexuellen Neigung. Zu diesem Thema gab es zum Beispiel im Dezember eine Sensibilisierung in der Kirche für alle. An jenem Dezemberwochenende wurden die Leute in verschiedene Altersgruppen aufgeteilt; das Ergebnis des ganzen Wochenendes war sehr unterschiedlich und es kamen verschiedenste Geschichten und Meinungen heraus - von totaler Abneigung bis zu vollstem Verständnis.

Vor kurzem hatten Julie und ich unser Zwischenseminar in der Dominikanischen Republik. Dorthin gab es keinen Direktflug, sondern einen Flug über Panama. Bereits beim Betreten des panamaischen Flughafens wurden wir vom Kapitalismus überflutet. In der Dominikanischen Republik wurde es noch stärker, auf dem Weg

vom Flughafen ins Hotel (eigentlich eine Strecke von 20 Minuten...) kamen wir in einen großen Feierabendverkehr. Feierabendverkehr der Dominikanischen Republik bedeutet wirklich Angst um sein Leben haben, da man fast an jeder Ecke einen Unfall sieht. Die totale Reizüberflutung kam auch wegen der anstehenden Wahlen des Präsidenten - überall hingen Wahlplakate und Coca Cola Werbung. Die Malls sind dreifach so groß wie die Shoppingcenter in Deutschland. Ich war zwar noch nie in den USA, aber so könnte es dort sein.

Unser Seminar war in einer anderen Provinz wo schon mehr Ruhe zu bemerken war. Es war befreiend sich mit anderen Freiwilligen auszutauschen und zu unterhalten. Dabei ist mir oft aufgefallen, dass die Dominikaner und Kubaner sehr ähnlich sind, was die Familien angeht oder Situationen auf der Arbeit oder auf der Straße.

Trotzdem habe ich Kuba die ganze Zeit vermisst. Ich habe mich wohl, aber nicht sicher gefühlt, da wir die ganze Zeit Geschichten über Gewalt zu hören bekommen haben.





# Palästina

Anna – Carlotta – Carolin – Emil – Judith - Moritz

Seit mehr als einem halben Jahr befinden sich insgesamt 6 Volontäre im Westjordanland- oder heißt es Palästina, Israel oder Heiliges Land? Ein Jahr leben und arbeiten Anna, Carolin, Carlotta, Emil, Judith und Moritz in einem Land (oder Staat?), der von politischen Unruhen geprägt ist; trotzdem gibt es auch einen Alltag neben dem Konflikt. In und für Talitha Kumi arbeiten Carlotta, Emil und Judith; Moritz und Carolin arbeiten für den Verein „Brass for Peace“, für den sie an drei lutherischen Schulen Blechblasunterricht geben. Anna lebt im WG-Außenposten in Beit Sahour und arbeitet dort ebenfalls an einer lutherischen Schule. Im Folgenden geben alle Volontäre aus der Westbank einen Einblick in ihr Leben und ihre Arbeitsstelle.





**Maqlube** - ist arabisch und bedeutet "umgedreht", ein gestürzter Eintopf aus Syrien, Palästina, Libanon und Jordanien; beinhaltet üblicherweise Auberginen, Blumenkohl, eine Fleischsorte (Hähnchen oder Lamm), Kartoffeln und Reis

---

- 500 g Reis
- 1 große Hähnchenbrust
- 2 mittelgroße Kartoffeln
- 1 mittelgroßer Blumenkohl
- 1 Aubergine
- 1 Zwiebel
- Salz
- 3 Zehen Knoblauch
- 3 Lorbeerblätter
- 3 TL Koriander gemahlen
- 1/2 TL Cumin (Kreuzkümmelpulver)
- 1/2 TL Paprika, edelsüß
- 3 TL Kardamon, gemahlen
- 100 g Mandeln, blanchiert
- 1 Prise Currypulver

Zuerst wird sich dem Gemüse gewidmet: Erst die Kartoffeln schälen und in dünne Streifen schneiden; anschließend die Aubergine abwechselnd schälen und längs in Streifen (ca. 1 cm breit) schneiden und auf Küchenpapier auslegen und mit Salz bestreuen. So tritt das Wasser aus dem Gemüse heraus und erleichtert das Ausbacken. Des Weiteren den Blumenkohl in kleine Röschen zupfen und waschen; danach alles kurz in Öl ausbacken, salzen und auf Küchenpapier auslegen.

#### Nun zum Fleisch:

Erst die Zwiebel und den Knoblauch in feine Würfel schneiden und in Butter glasig dünsten. Anschließend das (in mundgerechte Stückchen geschnittene) Hähnchenbrustfilet, kurz mitbraten und kräftig mit Salz, Pfeffer, Kardamonpulver (1 TL), Korianderpulver (1 TL) sowie einer Prise Currypulver würzen und zur Seite stellen. Nun nehme man einen stabilen Reistopf und platziert die Auberginen längs mit dem dicken Ende nach oben schauend auf die Seiten des Topfes; die Kartoffeln werden auf dem Boden platziert. Danach werden die Röschen auf die Kartoffeln gelegt und zuletzt das Fleisch auf die Blumenkohlröschen gegeben. Der Reis wird (gewaschen) gewürzt (2 TL Salz und 2 TL gemahlener Kardamon, 2 TL gemahlener Koriander, Lorbeerblätter, Cumin und etwas Paprikapulver) und gibt die Reis-Gewürzmischung über das Fleisch; dazu eine ausreichende Menge Wasser hinzufügen (die doppelte Menge vom Reis) und ca. 30 Minuten bei niedriger Temperatur kochen. Erst bei hoher Temperatur, danach bei niedriger weiter köcheln lassen. Wichtig ist, dass man grundsätzlich nicht rührt! Lediglich kurz den Topf leicht rütteln, sodass sich das Wasser im Topf verteilt. Nachdem der Reis gekocht ist, nimmt man eine große Servierplatte und legt diese auf den Topf. Danach dreht man den Topf einmal „auf den Kopf = Öffnung nach unten“ und wartet so ca. 15 Minuten. In der Zwischenzeit kann man die Mandeln rösten und über die Maqlube geben; auch der Salat kann in dieser Zeit zubereitet werden; meist wird dazu auch Naturjogurt gereicht. Zum Schluss wird die Maqlube gestürzt – **Sahteen!**





# Anna

Anna wurde vor 19 Jahren in Dietlingen geboren, das, wie man am Dialekt hört, in Süddeutschland liegt. Dort lebt sie mit ihren Eltern und ihrem jüngeren Bruder, die sie zu ihrer großen Freude über Ostern in Palästina besuchen kommen. Als einzige der sechs Palästinafreiwilligen, wohnt sie alleine in einer kleinen Wohnung in Beit Sahour. Dort arbeitet sie an der „Evangelisch Lutherischen Schule“ im Deutschunterricht mit. Anna möchte andere etwas lehren, Raum für Begegnung, Kennenlernen, Träume und Kreativität schaffen und selbst ganz viel darüber lernen und erfahren. Palästina schmeckt für sie nach Oliven, Chai, Zimt, Falafel, Hummus und Pitabrot. Neben dem guten Essen wird sie die Sonnenuntergänge, die Taxifahrten, die Gastfreundschaft, Offenheit und Herzlichkeit und die vielen besonderen Menschen vermissen. Annas Lieblingswort ist Habibi (m.) bzw. Habibt (f.) und ist ein Kosewort, das sie oft verwendet.



**Herzlich Willkommen – Ahlan wa sahan.** Vor einem halben Jahr habe mich auf den Weg gemacht, fort aus Deutschland, und bin inzwischen angekommen in Palästina. Was anfangs für mich noch fremd und anders schien, ist meine zweite Heimat geworden. Was zu Beginn laut und durcheinander wirkte, hat sich geordnet, ist nun „gewohnte Begleitmusik“. Was in den ersten Wochen spannend und aufregend war, begeistert

mich immer noch. Diesmal möchte ich mich einem Thema widmen, das mir sehr am Herzen liegt und worüber ich in den vergangenen sechs Monaten viel gelernt habe: Die Gastfreundschaft. Als ich hier ankam, wurde ich herzlich willkommen geheißen; freundlich und mit offenen Armen empfangen. Und obwohl sich inzwischen die meisten Menschen an mich gewöhnt haben und ich mich zugehörig fühle, kümmern und sorgen



sich weiterhin Menschen liebevoll um mich. Gastfreundschaft wird in Palästina wirklich groß geschrieben! Hier ist es egal, wann man vorbeikommt und wie lange man bleibt. Die Türen stehen immer offen, die Familie und die Freunde gehen ein und aus. So kommt es manchmal vor, dass ich in einer Stunde, die ich bei meinen Vermietern verbringe, das Sofa mit vielen verschiedenen Menschen teile: Erst einmal kommt der Kumpel des Sohnes herein. Arabischer Kaffee wird serviert. Den trinke ich nur mit Zucker, auch wenn die Jungs behaupten, dass er dann gar nicht echt sei. Kurz darauf verziehen sich die beiden auf den Balkon. Wenig später kommt die Großmutter vorbei, erkundigt sich bei mir nach der vergangenen Woche und spricht beharrlich nur Arabisch: Anders lerne ich es ja nicht. Ins Gespräch vertieft schaue ich nur kurz auf, als zwei junge Amerikanerinnen – sie sind gerade für drei Wochen bei meinen Vermietern zu Gast – zur Tür hereinkommen und sich auch noch aufs Sofa setzen. So langsam wird es eng, aber gleichzeitig schön warm. Und das kommt nicht nur von dem Holzofen im Wohnzimmer. Es wird geredet und diskutiert, doch kurz darauf sind alle mit ihren Handys beschäftigt. Ich werde langsam müde, dabei muss ich noch ein paar Vorbereitungen für den nächsten Schultag treffen ... Doch da serviert die Tochter uns Tee. Und Kuchen ist auch noch da. Das kann ich natürlich nicht abschlagen und ... ich bleibe noch für eine Weile sitzen.

Gastfreundschaft erlebte ich auch bei einer Tour durch die Wüste: Auf dem Rückweg vom Toten Meer wurden wir von Beduinen zum Tee eingeladen. Wir nehmen also auf den Kissen auf dem Boden Platz: freundliches Lächeln, ein paar Begrüßungsfloskeln werden ausgetauscht. Dann wird es schon schwieriger. Unsere Gastgeber sprechen kein Wort Englisch. Und wir mit unserem gebrochenen Arabisch... Wahrscheinlich machen wir ziemlich viele Fehler. Doch auch mit einigem Gestammel kommt ein

Gespräch zustande. Nach ein paar Minuten wird uns der typisch arabische Schwarztee mit viel Zucker serviert und viele neugierige Kinderaugen blicken um die Ecke ins Zelt. Irgendwann setzen sich einige Mädchen und Jungen zu uns. Es wird viel gekichert und geschaut. Und gleichzeitig spüren wir eine große Herzlichkeit. Irgendwann ist der Tee leer getrunken. Mir gehen langsam, aber sicher die Worte aus... Am Ende werden wir herzlich eingeladen wieder zu kommen. Mit guten Wünschen und Gottes Segen verabschiedet man uns. Gerne hätte ich noch mehr gefragt und erzählt, aber so gut ist mein Arabisch leider immer noch nicht - in der Stadt reicht Englisch fast immer aus. Ich könnte noch so viele Geschichten von der Gastfreundschaft hier erzählen...



Ein halbes Jahr in Palästina liegt noch vor mir. Danach kehre ich nach Deutschland zurück. In ein verändertes Deutschland, oder? Zu Euch kommen gerade viele Menschen, die genau diese Gastfreundschaft pflegen. Sie ist die „vertraute Begleitmusik“ ihres Lebens. Vielleicht sogar noch mehr: Lebenselixier – unverzichtbar... Nachdem sie eine lange und beschwerliche Reise hinter sich haben, kommen sie in Deutschland, in der Fremde an. Ich war hier eine Fremde und wurde so gastfreundlich aufgenommen. Gerade weil ich ganz alleine wohne, merke ich wie viel schöner es in Gemeinschaft ist. Jemanden Fremdes zu Euch einzuladen und das Zusammensein zu genießen, könnt Ihr Euch das vorstellen? Ich habe die Erfahrung gemacht, die Kommunikation kommt von ganz alleine ... oft ist ein Lächeln die Brücke und dann weiter – notfalls mit Händen und Füßen.



# Carlotta

Carlotta ist 18 Jahre alt und kommt aus Berlin, wo sie mit ihrer kleinen Schwester und ihren Eltern lebt. In Palästina lebt und arbeitet sie auf dem Compound von Talitha Kumi und ist somit Teil der „Talitha-WG“. In der Schule arbeitet sie meist in den DIAP-Klassen (dies sind die Klassen, welche die Deutsche Internationale Abiturprüfung ablegen), in der Boarding Section (Hausaufgabenbetreuung), in der deutschen Schulbibliothek und in der Verwaltung. Ganz besonders sind ihr die Schulkinder ans Herz gewachsen. Oft gebraucht Carlotta „Yalla“, was so viel wie „los, weiter“ bedeutet, oft auch „mis mushkile“ (kein Problem), da Spontanität grundlegend für ein (Über-)leben in der arabischen Kultur ist. Carlotta vermisst abendliche Spaziergänge mit Freunden und die Freiheit, auch in kurzen Hosen abends alleine unterwegs zu sein, Vollkornbrot und Käse. Palästina hingegen schmeckt für sie süß-sauer, mit einer Schicht Wüstensand.



*Beim Lesen bitte ich Euch/Sie im Kopf zu behalten, dass es sich um meine ganz persönlichen Erfahrungen handelt, die keinesfalls allgemein für Palästina, Israel oder gar den Nahen Osten stehen. Seit 6 Monaten lebe und arbeite ich in Talitha Kumi („Mädchen, steh auf!“), meinem*

neuen „Zuhause auf Zeit“. Hier erlebe ich mit meinen Mitbewohnern tagtäglich die Höhen und Tiefen, die ein Leben in einem Land (oder Staat), wofür es unterschiedlichste Bezeichnungen und Auffassungen gibt, mit sich bringt.



Ich habe gelernt, dass man bei Regen und einer Außentemperatur von 22 Grad dringend eine Daunenjacke anziehen muss.

Gelernt, dass „rechts vor links“ überbewertet wird.

Gelernt, dass Spaziergänger grundsätzlich komisch beäugt werden.

Gelernt, dass man Granatäpfel in einer Schüssel voll kaltem Wasser pellt.

Gelernt, dass verschlossene Kühltaschen israelische Soldaten beunruhigen können.

Gelernt, dass man 30 Eier besser auf einmal kauft.

Gelernt, dass ständig vorhandenes und sauberes Trinkwasser keine Selbstverständlichkeit ist.

Gelernt, dass Steine eine ganz eigene Wirkung haben können.

Die sind nur ganz unterschiedliche Beobachtungen aus der letzten Zeit - Dinge, die zum Alltag gehören, wie zum Beispiel die hervorragende Auswahl an „exotischem“ Obst und Gemüse. Zum Alltag gehört für mich aber auch das Leben auf einem Gebiet, welches für einige Länder als Staat existiert; für andere jedoch als alleiniges Gebiet gar nicht vorhanden ist. Der Compound Talitha Kumi hat eine ganz besondere Lage: das Haupttor befindet sich im C-Gebiet, der kleinere Nebeneingang im A-Gebiet. Das A-Gebiet steht unter komplett palästinensischer Aufsicht, das C-Gebiet unter israelischer Regierung - im B-Gebiet teilen sich israelische und palästinensische Polizeikräfte die Kontrolle über die Sicherheit. Durch solch eine besondere Lage können sich Gruppen zur (interkulturellen) Begegnung treffen und in Sicht- und Lebensweisen einer Kultur blicken, die nur wenige Meter voneinander entfernt lebt. Mein Leben hier wird zweifelsohne durch die politische Situation geprägt - durch das Zusammenleben von Israelis und Arabern; durch Christen, Moslems und auch durch (ultraorthodoxe) Juden, die nah beieinander, sogar Tür an Tür in der Altstadt Jerusalems leben.

Dieses Zusammenleben – und auch der daraus entstehende, vielschichtige Konflikt stellt uns alle immer wieder vor neue Herausforderungen. Genau wie die arabische Sprache, die mich in Wort und Schrift tagtäglich neu beeindruckt und fordert. Natürlich gibt es ein noch ein Leben neben dem Konflikt! Wenn ich wieder meine Lieblingsspazierstrecke nach Bethlehem laufe, über den Souk (Markt) gehe und auf Arabisch einen kleinen Plausch mit den Händlern halte. Es ist ein ganz besonderes Heimatgefühl, wenn mich der Teehändler an der Geburtskirche erkennt und eine kleine Lektion in „arabischer Aussprache“ erteilt - bei mir gibt es nämlich manchmal fliegende Toiletten, da meine Aussprache beim stummen „H“ noch Verbesserungsbedarf hat (Hammam bedeutet – je nach Aussprache -Toilette oder Vogel übersetzt...). Auch das morgendliche „*shu carlette what's up*“ aus dem Munde unseres Taxifahrers und Ersatzvaters Khaled zeigt mir immer wieder, wie der Spruch „Talitha Kumi – we are one family“ gelebt wird.



Ich werde in den kommenden Monaten Israel und Palästina weiter entdecken und meine Sprachkenntnisse vertiefen. Außerdem versuche ich, die Tricks der palästinensischen Küche (und auch der Tänze) kennen zu lernen, um einen kleinen Teil meiner zweiten Heimat nach Berlin mitzunehmen und dort weiterzugeben und zu leben. Bis dahin werde ich wohl fröhlich mit meiner Granatapfellobe und Reiselust meine Mitbewohner erfreuen. Mir wird es sicherlich nicht langweilig werden - aber das kennt man ja von mir. ma-assalame (...) liebe Leute in Nah und Fern!



# Carolin

Die 24-jährige Carolin, seit ihrer Kindheit begeisterte Blechbläserin und inzwischen Musikstudentin an der Musikhochschule Detmold, lebt als Teil der „Talitha-WG“ und gibt für den Verein „Brass for Peace“ Blechblasunterricht für insgesamt fast 50 Schüler/innen im Raum Bethlehem. In Deutschland wuchs sie in Rosbach v.d. Höhe auf und vermisst vor allem ihre Posaunenklasse, sowie den Austausch mit anderen Musikstudenten. Für Carolin schmeckt ihr Land hauptsächlich nach Falafel und auf die Frage nach ihrem Lieblingswort im Arabischen antwortete sie: „Janni, ma baraf, ana bahib bahki u batallam arabiy“ („Ich meine, ich weiß nicht, ich mag es arabisch zu sprechen und zu lernen“). Nach ihrem Freiwilligenjahr werde sie vermutlich ganz einfach Palästina am meisten vermissen.



Über meinen Alltag und meinen Stundenplan kann ich Euch viel erzählen, aber ich möchte lieber ein paar detaillierte Gegebenheiten aus meinem Alltag herauspicken und von diesen Berichten. Mein Montag beginnt mit den allwöchentlichen Meetings, in denen wir Vergangenes besprechen und Neues absprechen,

Aufgaben verteilen und Dinge sammeln. Weiter geht es nach Bethlehem, dort ist um 13 Uhr der Stundenbeginn für eine meiner Anfängergruppen. Die Schüler und Schülerinnen meiner ersten Gruppe warten meistens schon auf mich, manchmal holen sie mich, „Miss Caroliin“, bereits am Parkplatz ab. Dann heißt es:



Wir wollen dies und das und und und... Manchen aufgeweckten Kindern in Palästina fällt es sehr schwer mehr als 10 Minuten auf einem Stuhl zu sitzen und mehr als 15 Sekunden zuzuhören. Rumrennen, schreien, diskutieren, rufen und quatschen gehören zum Unterricht genauso dazu wie Töne spielen, Noten lesen, Rhythmen klopfen und Melodien singen. Nun stellt sich mir als Musikpädagogin auch die Frage: Was ist das Ziel eines solchen Unterrichtes? Die Kinder bespaßen, sie beschäftigen, oder will ich ihnen etwas beibringen? Aber: Wollen sie auch etwas lernen? Ganze-, Halbe-, Viertelnoten, hohe und tiefe Töne. Ja das haben wir schon gelernt, aber bei den Notennamen, gibt es manchmal noch Schwierigkeiten. In dem ganzen Rumgewusel während der Stunde ist es oft nicht einfach einen kühlen Kopf und einen roten Faden zu bewahren.

Während meines Studiums habe ich gelernt Grob- und Feinziele zu stecken, Unterricht zu planen und bis ins Detail zu strukturieren. Aus dem Praxistest in Palästina ergibt sich nun für mich: Nur bedingt umsetzbar! Hier muss ich vor allem flexibel sein, ich muss einen Leitfaden haben, ich muss wissen, was ich in der Stunde erreichen möchte. Doch genauso muss ich dazu bereit und darauf eingestellt sein, dass wir in dieser Stunde noch nicht einmal die Hälfte des Geplanten erreichen werden. Besonders muss man sich auf die Tagesform der Schüler/innen einstellen und spontan seine Pläne ändern.

Im Einzelunterricht ist das natürlich einfacher, wobei hier für manche Schüler/innen die große Frage lautet: Wie schinde ich Unterrichtszeit?

Einer meiner Schüler kommt in den Unterrichtsraum und sagt statt: Hallo! „Aber nur 20 Minuten!“ Anfangs sagte ich: „Nein 30.“ Er: „Wie 30 das ist viiiel zu viel, ich kann solange nicht“. Ich blieb beharrlich, „Lass uns anfangen und dann sehen wir gar nicht wie schnell die Zeit vergeht“. Bis wir

uns einigten, waren 3 Minuten vergangen, dann wurden für Instrumente ausgepackt und Rumtrödeln weitere 4 Minuten verbraucht, was die totale Unterrichtszeit auf 23 verkürzte. Ein kluger Kerl! Meine neue Strategie war zu sagen, okay 20 Minuten. Aber auch da meinte er „Wie, so viel? Ich will 10.“ und dann lief es wieder wie auf dem Markt: es wurde verhandelt. Da mein Schüler keine eigene Uhr hat, mache ich in letzter Zeit die Zeitangaben in Stücken oder präzisen Aussagen. „Bis diese Stelle perfekt klappt!“ Trotz der ganzen Diskussionen, kommt dieser Schüler immer zuverlässig in den Unterricht und verlässt den Raum mit einem Lächeln auf den Lippen.

Auch Privat habe ich ein neues/altes Hobby: Laufen. Dienstagnachmittags und auch an anderen Tagen morgens früh um 6 Uhr, treffen wir uns zum Training. Mir ist es sehr wichtig dorthin zu gehen, da der Punkt: „Was tue ich für mich?“ oft zu kurz kommt. Der große Stichtag ist der 1. April, an dem ein Marathon, bei dem man auch die halbe Distanz oder 10 km laufen kann, in Bethlehem stattfinden wird. Ich habe mich für 10 km angemeldet, bin mir aber noch nicht sicher, ob ich mich nicht eventuell noch ummelde und ab jetzt für den Halbmarathon trainieren soll.



Ich genieße die Zeit hier sehr. Manchmal würde ich mir wünschen, dass alles etwas einfacher wäre, aber gerade so wird es hier nie langweilig. Das Unterrichten macht Spaß und auch in meiner Freizeit, beim Training, beim Chor singen, beim Volleyball-spielen, sowie beim Posaunenunterricht in Tel Aviv habe ich viel Freude.



# Judith

Judith, mit ihren 25 Jahren die älteste des Freiwilligenjahrgangs, arbeitet im Schulprojekt „Talitha Kumi“ mit. Die letzten Jahre verbrachte sie in Hamburg, wo sie Grundschullehramt studierte. Ursprünglich kommt sie aus einer Familie mit einer älteren Schwester und einem jüngeren Bruder aus Templin in der Uckermark. In Palästina ist sie Teil der „Talitha-WG“ und schätzt vor allem die offene, herzliche und gelassene Art der Palästinenser sowie ihre Gastfreundschaft, das leckere Essen (nur der Käse fehlt zum kulinarischen Glück) und die Gesänge des Muezzin. Auf die Frage, wonach ihr Land schmecke, antwortete sie ganz im kulinarischen Sinne mit „orientalische Gewürze, reife Früchte und Hummus“. Ihre liebsten arabischen Worte sind „il hamdulillah“, was frei übersetzt „Gott sei Dank“ oder „das Lob sei für Allah“ bedeutet.



Palästina – ein Land mit Einwohnern, die in Deutschland als staatenlos bezeichnet werden, ein Land voller Sonne, Palmen, Früchte und Wasserknappheit. Ein Land mit einer Mauer, ein Land voller Gastfreundschaft und Herzlichkeit, ein Land mit Christen und Muslimen. Ein Land, das oft auch als „Heiliges Land“ bezeichnet wird, und ein Land in dem ich nun seit mehr als sechs Monaten lebe.

Das Leben, das ich hier beobachten und momentan miterleben darf, stellt für mich oft einen Gegensatz dar. Zum einen ist

das Leben paradisiatisch. Fast das ganze Jahr über ist das Wetter schön, die Früchte, die hier wachsen, schmecken mindestens dreimal so gut wie in Deutschland, und auch die Menschen hier sind so offenherzig, dass man dieses Land eigentlich nur lieben kann. Andererseits ist das Leben hier aber auch ein Leben voller Ungerechtigkeiten, Kontrolle, Gewalt und trauriger Ereignisse. Der Konflikt lässt sich schlecht ausblenden. Die Checkpoints, die Mauer, die wöchentlichen Freitagsschlashes, die Siedlungen und die Waffenpräsenz lassen ihn offensichtlich werden.



Ein Ende des Konflikts scheint nicht in Sicht zu sein. Diese Meinung vertritt auch Inge Günther, eine Journalistin, bei der ich vor einiger Zeit einen Vortrag zum Thema „Zwei Staaten, ein Staat, kein Staat – ist eine Lösung im Nahost-Konflikt noch möglich?“ besuchte. Ein binationaler Staat ist momentan kaum denkbar, da Israel damit seine Existenz als „jüdischen Staat“ aufgeben würde. Andererseits wird die Vorstellung einer Zweistaatenlösung auch immer unrealistischer. Mittlerweile leben über 360.000 Siedler im Westjordanland, teilweise schon in der zweiten Generation, die nicht bereit sind, das Land wieder zu verlassen. Die Unruhen der letzten Monate erschweren die Situation wiederum, der ein oder andere spricht sogar schon von einer sogenannten „Messerintifada“.

Gerade weil momentan keine Lösung in Sicht ist, ist es meiner Meinung nach besonders wichtig, kein stereotypes Bild von der einen oder anderen Seite aufzubauen, sondern viel mehr den Kontakt zur anderen Seite zu suchen. Ich lebe in Palästina, habe hauptsächlich Kontakt zu Palästinensern und bin dadurch natürlich eher Pro-Palästinensisch geprägt. Aber trotzdem ist es mir wichtig auch Kontakt zu der „anderen Seite“ zu haben, um die Israelis nicht nur als einheitliche Gruppe, wie es viele Palästinenser tun, wahrzunehmen, sondern um auch zu sehen, dass es natürlich unterschiedliche Meinungen und Einstellungen gibt. Genau das war auch Thema unseres Zwischenseminars, das wir in einem Kibbutz (Nes Ammim) im Norden Israels verbrachten. Hauptorganisator des Seminars war Rainer Stuhlmann. Er lebt seit einigen Jahren in Nes Ammim und setzt sich besonders für den Dialog zwischen Israelis und Palästinensern ein. In seinem Buch „Zwischen den Stühlen“ beschreibt er seine Erlebnisse. Unter anderem erzählt er von einer Situation, in der auch er in ein stereo-typisches Denkmuster verfällt.

Er berichtet von einem seiner Besuche in Jerusalem. Es ist Samstagnachmittag und somit Schabbat. Um den Schabbat auch

im öffentlichen Raum zu achten, fahren von Freitagabend bis Samstagabend in ganz Israel weder Busse noch Bahnen. Diese Regel wurde vor einigen Jahrzehnten durch die Haredim, die ultraorthodoxen Juden durchgesetzt. Die säkulare Mehrheit nutzt in dieser Zeit Privatwagen oder Taxis. Bei einigen Ultraorthodoxen ist dies jedoch verrufen. Rainer Stuhlmann wurde an diesem Samstagnachmittag Zeuge, wie eine Gruppe von Jugendlichen ihren Ärger zum Ausdruck brachte: Auf die vorbeifahrenden Autos wurden Steine geworfen, einige Übermütige attackierten sogar palästinensische Familien, die auf der anderen Straßenseite liefen. Andere der Gruppe applaudierten.

Das Entsetzen stand Rainer Stuhlmann ins Gesicht geschrieben. Wut stieg in ihm auf. Für einen winzigen Moment nahm er diese extremen Eiferer als „die Juden“ wahr. Von Einzelnen schloss er auf die Masse.

Einen Moment später, als er die vielen entsetzten Gesichter um sich herum bemerkte, bereute er diesen Gedanken schon wieder. Er war nicht der einzige Entsetzte. Unter anderem auch jüdische Israelis. Einer davon rief gerade die Polizei.

Ohne es zu wollen, ist auch Stuhlmann, Sympathisant Israels und Palästinas, hier in ein stereotypes Denkmuster verfallen.

Dieses Beispiel zeigt wie schnell ein jeder von uns anfängt in bestimmten Situationen zu verallgemeinern und von einer Gruppe auf alle zu schließen, egal wie sehr man versucht es zu vermeiden. Dieses Schubladendenken ist wahrscheinlich in jedem von uns verankert und gerade deshalb ist es wichtig, sich immer wieder selbst zu reflektieren, um gerade dies zu vermeiden. Genau das versuche ich in diesem Jahr bewusster zu tun, mal fällt es leichter, mal schwerer.

Soweit ein kleiner Einblick in meine (Gedanken)welt hier! Yalla bye.



Kindergarten, Talitha Kumi | Beit Jala, Palästina

# Emil

Emil ist 18 Jahre alt und mit seinem Bruder und seinen Eltern in Berlin aufgewachsen. Die Großstadt fehlt ihm, genauso wie sein Lieblingsgetränk Club Mate, ein zusammenhängendes Wochenende und natürlich seine Familie und Freunde. Dieses Jahr arbeitet er im Talitha Kumi Kindergarten in Beit Jala und ist ebenfalls Teil der „Talitha-Kumi-WG“. Er mag an seinem Gastland Palästina, das für ihn nach Kardamon im Kaffee schmeckt, vor allem die Gelassenheit der Menschen, das orientalische Essen und die Herausforderung jeden Tag mit dieser ganz besonderen Situation in Israel/Palästina zu leben. Sein Lieblingsfrage ist: „Shuuu?“, das sowas wie „was?“ heißt aber eher wie ein aufforderndes „Wie geht’s? Was gibt’s Neues?“ verwendet wird.



Das Leben, es läuft hier in Palästina nicht einfach so, es »tir« (zu Deutsch »fliegt«, wobei es ja gar kein Neutrum im Arabisch gibt) nur so. Durch Höhen und Tiefen verfliegt das Jahr. Es ist eine intensive Zeit, wie man sie wohl selten erleben darf. Und was mich hier ständig begleitet ist der Geruch: Dieses Land riecht ganz

außergewöhnlich. Gerade befinden wir uns in einem kleinen Frühlingsintermezzo, in dem doch relativ kalten palästinensischen Winter. Sofort verändert sich die Umgebung und ich fühle mich in die Anfangszeit, im angenehm heißen August, zurückversetzt. Der Sommer lässt dieses Land duften. Ich wache heute Morgen auf



und habe sofort den Geruch, der in Talitha wachsenden Nadelbäume, in der Nase und erinnere mich an Erlebnisse des letzten halben Jahres. Das Gleiche passiert mir, wenn ich einen Trip mit Khaleds Taxi (unserem persönlichen Taxifahrer) auf den Straßen von Betlehem mache, im Fruitshop oder beim besten Falafelladen der Welt, wenn wir einen schlechten Tag, in diesen unruhigen Zeiten erwischen und das Tränengas von den Auseinandersetzungen an der Mauer, bis nach Beit Jala zieht. Immer wenn wir unterwegs in Jerusalem Dunstschwaden vom arabischen Kaffee aus den Läden der Altstadt erschnuppern, in Tel Aviv eine salzige Meeresbriese mitbekommen oder sich in der Wüste Sand und Kamelgeruch mischen, habe ich Assoziationen aus dem letzten Jahr im Kopf und weiß, dass es ein gutes war. Soviel zu den Nasenschmeichlern.

Meine Arbeit im Kindergarten Talitha Kumis, mit etwa 130 Kindern in vier Gruppen, macht mir von Tag zu Tag mehr Spaß, was bestimmt damit zu tun hat, dass ich das arabische Gescherze der Kinder langsam verstehe und sie mir immer mehr ans Herz wachsen. Besonders im Late-Programm (Nachmittagsbetreuung) und meinen eigenen Einheiten mit den Kindergartenkindern, lerne ich die kleinen Menschen besser kennen. Den Beweis dafür, dass diese Freundschaft nicht nur einseitig ist, bekomme ich täglich. Mohammad streckt sich zu mir hoch und anstatt mir ein Geheimnis zu verraten, schleckt er mir einmal kräftig das Ohr ab. Sobald ich zum Late-Programm den Raum betrete kommen ein paar Jungs und zerren mich zum Knettisch, wo ich dann originalgetreue Elefanten, Krokodile und als absoluten Dauerbrenner Autos für sie anfertigen darf und diese müssen immer »k'bire, k'bire« sein, mit anderen Worten: bloß nicht zu klein. Mit der charismatischen Erzieherin Miss Fa'ida sind diese Stunden ein Erlebnis für sich.

Wenn ich dann wiederum alleine mit der Bande bin und ihnen die ersten Schritte in ihrer ersten Fremdsprache »Deutsch«

vermittele, sind die Karten neu gemischt. Wenn Josef mich anfleht ihm eine von diesen mysteriösen »mqas« (gemeint ist eine Schere) zu überlassen, obwohl er noch lange nicht das Schaf zu Ende ausgemalt hat, oder Naram beobachtet hat, wie ich Adam ein Trostbonbon geschenkt habe, nachdem er auf dem Weg ins Klassenzimmer hingefallen ist, und sie zuerst nur beleidigt ist, die nächsten Wochen aber auf dem doch sehr rutschigen Boden immer wieder dramatisch stürzt und das sogar auf ihre Freundinnen abfärbt, dann wird mir nie langweilig und ich habe immer Lust, mich aufs Neue herausfordern zu lassen.



Im Oktober haben wir miterlebt wie der Konflikt in Israel/Palästina hochkochen kann. Es war hart mitzuerleben wie sich Menschen gegenseitig töteten und wie dies scheinbar zum Alltag wurde. Wir haben Flying-Checkpoints passiert, eine Geisteraltstadt durchwandert, eine enorme Militärpräsenz gesehen und sogar zu unserem Schutz eine Ausgangssperre, für einen Tag, bekommen. Und trotz all dem Leid und der Gewalt, die in der Zeit besonders in Jerusalem herrschten, finde ich es im Nachhinein wichtig, dass wir dieses Land auch von dieser Seite kennen gelernt haben, die in den letzten Jahrzehnten keine Seltenheit war. Nachdem die erste Hälfte so eindrucksvoll war, wird die Zweite mit den gesammelten Erfahrungen bestimmt noch besser, und ich kann es kaum erwarten, den Rest auch noch zu entdecken.

In diesem Sinne, Yalla Bye Habibis und Habibtis.



## Moritz

Moritz ist in Bremen geboren und in Rotenburg (Wümme) in Niedersachsen als Einzelkind aufgewachsen. Als Teil der „Talitha-WG“ arbeitet er zusammen mit Carolin für den Verein *Brass for Peace*, wo er, selbst leidenschaftlicher Trompeter, seine Begeisterung sowie seine Fähigkeiten und Fertigkeiten an junge Blechbläser weitergeben kann, die er bereits sehr ins Herz geschlossen hat. Vom flachen Norddeutschland fehlen ihm Radfahren, Joggen und seine Heimatstadt. In Palästina feilscht er gerne mit Händlern und Taxifahrern und gönnt sich das eine oder andere Mal die „beste Falafel auf der Welt für umgerechnet 90 Cent“. Seine arabischen Lieblingsworte „Ma Salame“ werden zur Verabschiedung gebraucht: „Frieden mit dir“.



*Brass for Peace* ist etwas ganz Besonderes. Warum werde ich anhand einiger Beispiele erklären. Im Rahmen des Projekts unterrichten Carolin und ich knapp 50 Schüler im Einzelunterricht an drei lutherischen Schulen bei Bethlehem. In Talitha Kumi, einer deutschen Auslandsschule, in der wir auch leben; in Dar Alkalima in Bethlehem und in der evangelisch-

lutherischen Schule in Beit Sahour. Mehrere Musikgruppen haben sich seit der Geburtsstunde von *Brass for Peace* 2008 gegründet. Auch sind die Proben Treffpunkte, um sich über alles Mögliche auszutauschen. Montags probt *Monday Brass*. Eine Gruppe fortgeschrittener Bläser, mit denen wir gerne etwas experimentieren und uns weiterentwickeln wollen.



Freitags proben wir mit zwei Gruppen: Mit dem Jungbläserensemble zuerst, dann kommen etwa 20 Kinder und Jugendliche zum großen Freitagsensemble. Wir üben Stücke ein, die Carolin und ich vorbereitet haben. Oft werden wir zu Gottesdiensten in der Region eingeladen und es gibt jede Menge öffentliche Veranstaltungen, für die wir angefragt werden.

Zum Beispiel wird diese Woche Sonntag ein Gottesdienst in Beit Jala, also unserer „Heimatgemeinde“ (Talitha Kumi liegt am Rand Beit Jalas) stattfinden. Ich habe mich mit dem Pastor der Gemeinde getroffen, um mit ihm zu besprechen, welche Choräle wir spielen werden. Die Nummern der Stücke habe ich bekommen, doch das arabische Choralbuch mit den wichtigen Noten ist, genau wie die arabische Schrift auch, von rechts nach links geschrieben. Also ist der Violin- und Bassschlüssel auf der rechten Seite der Notenlinien und nicht auf der Linken, wie gewohnt. Deswegen habe ich in Kleinarbeit jede Note in ein Notenprogramm auf meinem Computer eingetragen, und so den Choral „umgedreht“. Hätte ich vor eineinhalb Jahren in Rotenburg auch nicht gedacht, dass ich jetzt in Palästina sitze, und arabisch-christliche Choräle umdrehe! Aber das ist auch ein wichtiger Teil der Arbeit, die sich eben ergibt. Man übe die Choräle zwei Wochen in den großen Proben, und schon ist das Musikprogramm für den Gottesdienst in trockenen Tüchern!

Am 27. Februar fand in Talitha Kumi ein Vorlesewettbewerb auf Deutsch statt. Auch hier wurden wir von einem Lehrer gefragt, ob wir mit *Brass for Peace* die Veranstaltung mitgestalten können. Einige fetzige Songs sind erwünscht. Kein Problem für unsere Schüler! Fetzig und laut? Immer gerne! Normalerweise proben wir in der Kirche des Kulturzentrums Dar Annadwa. Doch diesmal war etwas anders. Wir Volontäre, Carolin und ich ganz besonders, haben uns mittlerweile damit arrangiert, dass immer etwas anders

kommt, als man es im Heiligen Land erwartet. Mit einer Menge Geduld und Pragmatismus muss man spontan anpacken und durchgreifen, wenn man trotzdem etwas Effektives erreichen möchte.

Zurück zur Probe: Etwas war (wie sollte es anders sein?!) anders als sonst. Dass einige Schüler zu spät oder gar nicht kommen, ist normal. Schüler, die ihr Instrument vergessen, das schockt uns auch nicht mehr. Nein, letzten Freitag kamen wir in die Kirche und ein Stück aus der Empore war herausgebrochen. Etwa 30 Minuten später kamen die Bauarbeiter und schickten uns nach draußen - wir sollten woanders proben. Also gingen wir alle gemeinsam nach draußen vor die Kirche, wo wir gemeinsam musizierten. Das für Mitte Februar schon sehr frühlingshafte Wetter hat uns auch keinen Strich durch die Rechnung gemacht! Eine ungewöhnliche und erstaunliche Erfahrung mehr, die ich im Heiligen Land gemacht habe. Man sieht: *Brass for Peace* ist mehr als exportierte deutsche Kirchenmusik.



Es ist eine Chance für palästinensische Kinder und Jugendliche Talent und Leidenschaft zu entdecken. Sich weiterzuentwickeln und Perspektiven gewinnen. Sich zuzuhören und zu respektieren. Den gemeinsamen Rhythmus zu finden und sich gegenseitig in den Proben zu helfen, anstatt sich über die Fehler des anderen lustig zu machen.

Hören und gehört werden. Das ist die Intention von *Brass for Peace*.



# Schweden

---

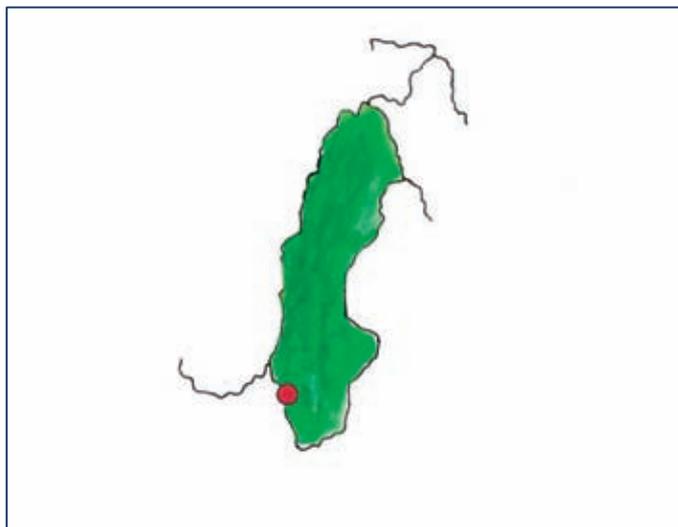
Anna

---



Ca. 8,5 Millionen Menschen sprechen schwedisch als Muttersprache, ca. 290 000 Menschen sprechen schwedisch als schwedische Minderheit in Finnland. Praktisch ist, dass Dänisch und Norwegisch ähnlich dem Schwedischen sind - vergleichbar mit Dialekten. Schweden können sich also gut mit Dänen oder Norwegern unterhalten.

ABBA - Agnetha Björn Benny Anni-Frid - haben es auf die Hitlisten weltweit ganz nach oben geschafft. Schweden war und ist ein Musikland. Roxette, Ace of Base oder Avicii sind nur einige Beispiele. Jedes Jahr werden viele Musikfans von den fantastischen Festivals hier im Norden angezogen.





Ende Juni findet das Mittsommerfest statt - darauf freue ich mich ganz besonders. Es soll sehr schwedisch und naturmäßig zugehen! Schwedische Feste sind generell sehr von der Natur oder der Religion beeinflusst. Die Gemeinschaft oder Familie steht immer im Mittelpunkt. Diese Werte sieht man auch immer wieder in der schwedischen Politik. Das "schwedische Modell" ist ein sehr liberales und soziales System. In der letzten Zeit kippt allerdings diese Stimmung durch die aktuelle Flüchtlingspolitik.

Schwedisches Essen richtet sich ursprünglich nach einfacher Hausmannskost. Besonders berühmt sind Gerichte wie "Köttbullar" (Hackfleischbällchen) oder Elch- und Rentierfleisch. Aber auch Fisch und Meeresfrüchte spielen eine große Rolle in Schweden. An jeder Ecke kann man Lachs oder eingelegten Hering kaufen. Eine lustige Sache ist, dass sich viele Schweden Hering tatsächlich wie selbstverständlich selbereinlegen! "Surströmming" ist eine Art vergorener Hering, sehr bekannt, aber mäßig beliebt. Zu allem, was die Schweden essen, wird Kaffee getrunken. Ob es morgens, mittags, abends oder nachts ist - Kaffee geht immer. Nicht umsonst ist Schweden mit Finnland das Land, in dem man am meisten Kaffee trinkt!

## Köttbullar mit Champignon-Rahmsoße

---

- 500 g Hackfleisch, gemischtes
- 1 mittelgroße Zwiebel
- 500 g Champignons
- 200 g Sahne
- 200 ml Milch
- 1 Ei
- etwas Paniermehl
- etwas Muskat
- 1 TL, gehäuft Petersilie
- Salz und Pfeffer
- etwas Butter
- 1 EL Mehl
- 1 kl. Glas Preiselbeerkompott

Die Zwiebel schälen, in kleine Würfel schneiden und bei mittlerer Hitze in etwas Butter glasig anbraten. Währenddessen die Champignons putzen, den Stiel kürzen und die Pilze in Scheiben schneiden. Die Zwiebeln aus der Pfanne nehmen und abkühlen lassen. Die Champignons in der Pfanne in etwas Butter braten.

Das Hack mit Zwiebeln, Ei, Paniermehl und Petersilie vermischen, mit etwas Salz, Pfeffer und Muskat würzen und gut durchkneten. Die Hände etwas befeuchten und kleine Klöße von 2 bis 3 cm Durchmesser aus dem Fleischteig formen. In einer zweiten Pfanne in etwas Butter bei mittlerer Hitze von allen Seiten braun braten, dann aus der Pfanne nehmen. Den



Bratsatz in der Pfanne mit einem EL Mehl bestäuben. Mit der Milch und der Sahne ablöschen, leicht köcheln lassen und den Bratsatz vom Pfannenboden lösen. Mit Salz, Pfeffer und Muskat abschmecken. Die Champignons und Klöße dazugeben und alles zusammen noch etwas ziehen lassen. Petersilienkartoffeln und Preiselbeeren dazu reichen. HMMMM!!!! Jag hoppas det smakar bra!



# Anna

Anna ist 18 Jahre alt, kommt aus Dessau in Sachsen-Anhalt und wurde von Astrid Lindgrens Geschichten inspiriert nach Südschweden zu gehen, wo sie ein Jahr in der „Björkekärr församling, Göteborg“ mitarbeitet. In Schweden fehlt ihr Vollkornbrot, stattdessen isst sie aber „sill“ (Hering) und „kanelbullar“ (Zimtschnecken), nach denen schmeckt ihr Land nämlich für sie. Besonders gern verwendet Anna die Wörter „fubick“, was „verrückt“ heißt und „glasögon“, was „Brille“ bedeutet. Wenn sie wieder zurück in Deutschland ist, dann werden ihr die Inseln vor Göteborg fehlen.



## 29. Januar 2016

Kära svenska dagbok, was macht schwedisches Kirchenpersonal freitagnachmittags? Richtig! Selbstgedichtete Lieder üben. Lieder dichten und sie danach so einprägend wie möglich zu inszenieren

spielt in der hiesigen Kirche eine große Rolle. Heute Abend findet in der Gemeinde das alljährliche „Frivilligfest“ statt. Das Personal bedankt sich bei den Mitgliedern und Ehrenamtlichen der Gemeinde, die tatkräftig mithelfen, dass hier alles rund läuft. Es ist unglaublich wie



vielen Menschen die Björkekärr församling am Herzen liegt. Eine besondere Ehrenamtliche ist Kerstin, eine großartige Frau, die sich immer wieder in das Gemeindeleben einbringt, im Chor singt und jeden Gottesdienst besucht. Dass sie schon 91 Jahre alt ist vergisst man schnell. Heute war der große Tag - nach und nach füllte sich die Kirche. Das Programm war wirklich sehr herrlich zusammengestellt. Es wurde Lasse Dahlquist und Gyllene Tider, Inbegriff typisch schwedischer Schlager- und Popmusik aus den Achtzigern gesungen, Reden vom neuen Pfarrer gehört und über Sketche gelacht. Das selbstgedichtete Lied wurde von uns Angestellten zum Schluss gesungen – das war ein wirklich sehr schöner Moment, an dem man noch einmal sehen konnte wie sehr die Menschen hier zusammengehören und ihre Gemeinschaft genießen.

Du hörst bald wieder von mir, hab noch einen schönen Abend, kära svensk dagbok.

### 11. Februar 2016

Kära svenska dagbok,

stell dir vor was passiert! Es ist so verrückt, vergleichbar mit umgekehrter Psychologie. Ich komme nach Schweden, um ein Jahr dort zu verbringen. Was macht die Gemeinde? Nach Deutschland fahren! Wir brausen schon bald mit dem Bus nach Berlin, um die Stadt zu besichtigen, Leipzig, um mehr über den von den Schweden heiß geliebten Komponisten Bach zu hören und schließlich nach Wittenberg, um am Ort Martin Luthers Wirken zu sein. Insgesamt 50 Gemeindemitglieder jeden Alters (von 15 bis 91) werden drei Tage lang die Städte Deutschlands unsicher machen. Findest du nicht auch, kära svenska dagbok, dass dies ein riesengroßer Zufall ist? Heute Abend fand anstatt der Jugendgruppe ein interessanter auf Leipzig vorbereitender Vortrag über Johann Sebastian Bach statt. Unser

Kantor Daniel war mit einer derartigen Leidenschaft bei der Sache, dass alle viel später als gedacht zu Hause waren. Ich habe mich sehr gefreut, dass es gar kein eigenartiges Gefühl mehr war Schwedisch zu hören. Es fühlt sich inzwischen normal an – ich nehme an das ist ein gutes Zeichen!

### 21. Februar 2016

Kära svenska dagbok,

mein Kopf ist voll von neuen, aber auch bekannten Eindrücken. Trotzdem werde ich mich kurz fassen. Gerade eben sind wir mit unserem Bus aus Deutschland zurückgekommen. Es war eine tolle Zeit. Die friedliche Gruppendynamik dieser verrückten schwedischen christlichen Reisegruppe wird mich sicherlich noch bis zum Ende meines Auslandsjahres faszinieren. Auch wenn ich nicht sehr viel Neues gesehen oder gelernt habe, weil ich die Thomaskirche oder die East Side Gallery schon kenne, konnte ich den Teilnehmern dafür selber Orte und Sachen zeigen! Eine Situation werde ich Dir noch erzählen, kära svenska dagbok – ich werde sie sicher lange in Erinnerung behalten. Im Bus zurück nach Schweden, irgendwo zwischen Berlin und Rostock (oder war es doch schon Dänemark?), hat der ganze Bus gemeinsam mit mir deutsche Schlager gesungen. „Ich war noch niemals in New York“ oder „17 Jahr, blondes Haar“ hat sich dabei besonderer Beliebtheit erfreut.

Mach es gut, liebes schwedisches Tagebuch, ich melde mich bald wieder!  
Deine Anna



„Frivilligfest“ mit Emma und Azita, zwei Mitarbeiterinnen aus dem Hort.



# Südafrika

Philipp – Till-Jakob



## 11 Landessprachen:

siZulu

siXhosa

Afrikaans

sePedi

Englisch

Setswana

Sesotho

Xitsonga

Siswati

Tshivenda

isiNdebele



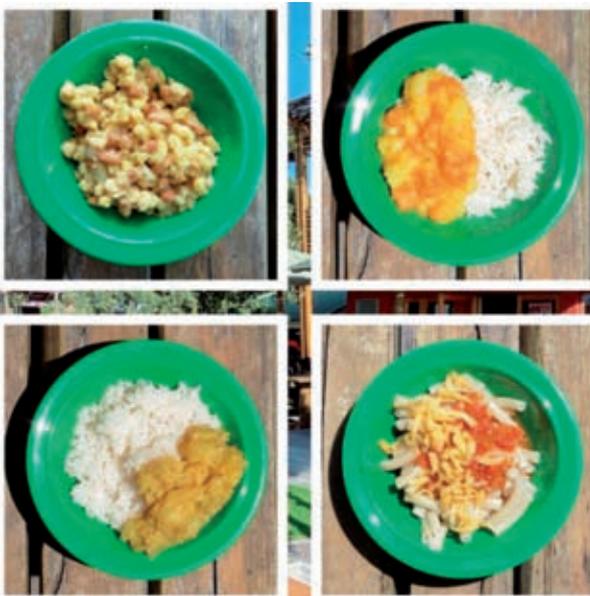
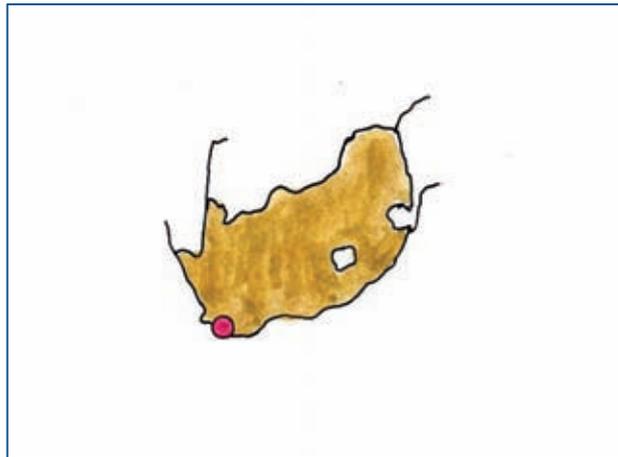
Unsere Einsatzstelle iThemba Labantu von oben. Mitten im Township Philippi (im Raum Kapstadt) gelegen, stellt das Lutheran Community Centre täglich eine wichtige Anlaufstelle für mehr als 250 Menschen dar.



Blick vom Signal Hill in Kapstadt auf Green Point mit dem Stadion. Hinten links ist die ehemalige Gefängnisinsel Robben Island zu sehen.



iThemba Labantu  
Lutheran Community Centre



Typische südafrikanisches Essen in unserer Suppenküche bei iThemba Labantu: (im Uhrzeigersinn von oben rechts) Reis mit Kartoffeln und Möhren, Maccaroni mit Tomatensauce und Käse, Reis mit Kohl und Umngqusho. Außerdem gibt es einmal wöchentlich African Salad (Maismehl mit Sauermilch).



Appelele und Viwe (5 und 6 Jahre alt), die beiden jüngeren Söhne vom Hausmeister bei iThemba Labantu. Mit diesen beiden haben wir ziemlich viel zu tun, weil sie auch abends noch auf dem Gelände herumrennen und uns oft in unserem Büro besuchen kommen.

## Umngqusho - (das „q“ ist ein Schnalzlaut; ansonsten spricht man das Wort, wie man es

schreibt) ist eine unserer wöchentlichen Mahlzeiten in der Suppenküche. Jeden Montag gibt es dieses typisch südafrikanische Gericht, welches übrigens auch das Lieblingsessen von Nelson Mandela war. Auf Deutsch könnte man Umngqusho als Maisbrei bezeichnen.

- eine Tasse Samp (getrockneter Mais) und eine Tasse Kidney-Bohnen kochen
- vier Karotten und vier Kartoffeln hinzufügen
- mit Salz und Kurkuma abschmecken
- etwa eine Stunde lang kochen



iThemba Labantu | Kapstadt, Südafrika

# Philipp

Vor seinem Freiwilligendienst in Philippi/Kapstadt beendete der nun 19-jährige Philipp seine Schullaufbahn mit dem Abitur. Er wohnte gemeinsam mit seinen Eltern in Frederdorf bei Berlin. An seiner Arbeitsstelle hat er besonders die zu betreuenden Kinder und die Mitarbeiter ins Herz geschlossen und den lockeren und teils chaotischen Lebensstil lieb gewonnen. Die anstrengende, aber abwechslungsreiche Arbeit in iThemba Labantu bedeutet für ihn Herausforderung und Erfüllung zugleich und er findet es spannend in einem Township zu arbeiten sowie unmittelbar daneben zu leben, da die Menschen in Verhältnissen leben, die im Gegensatz zu dem Wohlstand stehen, den wir gewohnt sind.



Auch wenn seit meinem letzten Rundbrief nicht viel Zeit vergangen ist, hat sich doch einiges getan. Mitte Januar war gleich die erste Besonderheit: Wir wurden von Mfuneko (dem Keramikmeister auf unserem Gelände) zu seiner Hochzeit eingeladen. Es war eine traditionelle Xhosa-

Hochzeit, die ab 12 Uhr bis zum Ende des Tages ging. Am Anfang gab es eine Zeremonie, anschließend reichlich Essen und dann kam der ausgelassene Teil der Feier. Von vielen relativ betrunkenen Menschen abgesehen, waren einige Leute dabei, mit denen wir uns gut



unterhalten haben. Mit der hinter den Bergen untergehenden Sonne bot sich abends ein tolles Bild vom Township Langa, wo die Hochzeit stattfand. Vor allem wegen der Mentalität und dem einzigartigen Flair war es schön, diesen Abend mitzuerleben- ich habe es wirklich sehr genossen.



Weiterhin hatten wir Anfang Februar unser Zwischenseminar, welches in Constantia, nicht weit von hier, stattfand. Es war schön, andere Freiwillige aus dem südlichen Afrika kennenzulernen und sich über die verschiedenen Einsatzstellen auszutauschen. Bei dem guten Essen und der tollen Gegend hat es sich zudem auch noch wie Urlaub angefühlt. ☺



Seit dem ersten Rundbrief hatte ich vor, kulinarisch ein paar Worte zu äußern (bis jetzt fand sich dazu aber leider kein Platz...). Das leckerste, was ich in Kapstadt bisher gegessen habe, sind Samosas, dreieckige Teigtaschen, die frittiert und mit Hähnchen oder Gemüse gefüllt sind. Jeden Dienstag gibt es bei mir zum „Mittagessen“ Samosas, die vor dem Großmarkt, wo ich immer einkaufen gehe, angeboten werden – und diese sind traumhaft! Ein weiterer guter Grund in Südafrika zu leben ist das leckere Obst, welches atemberaubend schmeckt. Wir

kaufen unser Obst direkt beim Farmer, bei dem ich auch das ganze Obst und Gemüse für unsere Suppenküche kaufe - meistens Bananen, Äpfel, Avocados, Ananas und die leckersten Pflaumen der Welt!

**Fließend Wasser – ein alltäglicher Luxus.** Im letzten Rundbrief hatte ich noch eine Sache vergessen zu erwähnen: Auf unserer großen Südafrika-Reise ist mir aufgefallen, dass Wasser in manchen Teilen der Welt wirklich knapp ist und wir in Deutschland sehr dankbar sein können, dass wir immer Wasser in allerbesten Trinkwasserqualität zur Verfügung haben – was nicht selbstverständlich ist. Auf unserer Rundreise war das Wasser manchmal nicht trinkbar (richtig geschmeckt hat es nirgendwo; es ist meist gechlort wie auch bei uns in Kapstadt, aber daran gewöhnt man sich mit der Zeit). Duschen durfte man meist nicht länger als fünf Minuten und in Lesotho in einer Lodge konnte man nur morgens und abends in einer Zeitspanne von jeweils zwei Stunden duschen, ansonsten gab es kein Wasser (Strom auch nur abends). Am nächsten Tag, an dem wir von der Lodge abgereist sind, gab es dann auch an sämtlichen Waschbecken kein Wasser mehr und in unserer nächsten Unterkunft in Maseru (Hauptstadt Lesothos) auch nicht. Was unpraktisch war, weil ich mich nach der staubigen Mountainbike-Tour (bei 30°C in der Mittagssonne) gern waschen wollte. In Maseru gab es schon seit zwei Tagen im gesamten nördlichen Stadtteil kein Wasser - was dort sehr oft vorkommt, wie uns die Mitarbeiterin der Unterkunft erzählte; der hauseigene Wassertank war auch schon alle. Abends um kurz nach 20 Uhr ging das Wasser dann plötzlich wieder! Ich hatte mich noch nie so gefreut, duschen zu können ☺

Fließend Wasser ist schon ein Luxus. So viele Menschen leiden unter Wassermangel und haben kein fließend Wasser, wir sollten uns glücklich schätzen und über jede Dusche freuen, bei dem vielen und sauberen Wasser das wir haben.



iThemba Labantu | Kapstadt, Südafrika

## Till-Jakob

Till kommt aus Berlin und arbeitet gemeinsam mit Philipp in „iThemba Labantu“ in Kapstadt, Südafrika, das verschiedenste Projekte im Township Philippi organisiert, zum Beispiel eine Suppenküche und Kinderbetreuung. Dort wird die einheimische Sprache isiXhosa gesprochen, in welcher sein Lieblingswort „abantwana“ (Kinder) ist. Südafrika schmeckt für ihn nach „Pap“ (Maisbrei), Chicken und Toastbrot. Er würde gerne mal wieder einen Döner essen und vermisst außerdem seine Familie und seine Freundin. Wenn er wieder nach Deutschland zurückkehrt, werden ihm die lebensfrohe Einstellung, die Freundlichkeit und die Offenheit der Menschen fehlen.



Hallo liebe Leserin und lieber Leser,

wer ich bin und wo ich arbeite, haben Sie ja gerade schon im oberen Teil gelesen. Ein paar kurze Worte zu mir spare ich mir deswegen und sage lieber ein paar Sätze zu dem Projekt iThemba Labantu, in dem ich in Kapstadt arbeite. iThemba Labantu (in der hiesigen Sprache isiXhosa: Hoffnung für die Menschen) ist ein Community Centre. Das bedeutet, dass das Center mit und für die Menschen in der unmittelbaren Umgebung arbeitet. Weil das

Projekt schon ziemlich lange existiert, hat es ein großes Spektrum von Einzelprojekten, mit denen der Community (Nachbarschaft) geholfen werden kann. Im Wesentlichen ist iThemba Labantu aber auf vier Grundpfeilern aufgebaut. Erstens: Bildung bzw. Weiterbildung für Erwachsene, zweitens Bildung der Kinder und Jugendlichen, drittens Ernährung der Menschen mithilfe einer Suppenküche und viertens Einkommen schaffende Projekte. Meine Aufgabenbereiche befinden sich eher in der Bildung und den Einkommen schaffenden



Projekten. Es ist eine sehr vielseitige Arbeitsstelle, in der man von Anfang an viel zu tun hat. Neben den Aufgaben, die einfach gemacht werden müssen, wie Kontakt mit deutschen Sponsoren herstellen, die Kinder beim Lernen zu beaufsichtigen und einzukaufen, hat man auch Zeit und Platz sich selber einzubringen. Eigene Ideen werden immer gerne angenommen und ausprobiert. So fangen Philipp und ich ab dem nächsten Monat an, Gitarrenunterricht zu geben. Auch in die Organisation des hiesigen Shops für Perlen-, Keramik- und Trash-Art (das Englische Wort für Müllkunst, das einfach 10mal besser klingt) sind wir als Freiwillige sehr integriert. Wir stehen mit den Künstlern hier in Kontakt und geben Aufträge an diese weiter, verhandeln Preise und Prüfen die Arbeiten auf Qualität. Wir beschäftigen uns auch mit den Kindern auf dem Gelände. Ich arbeite am liebsten mit den kleineren aus der Pre-School (4-6 Jährige). Auch wenn es einem mal nicht so gut geht, schaffen es diese Kinder durch ihre strahlenden Gesichter einem gute Laune und Motivation für den Tag zu geben.

Zu meiner Zeit hier im Center kann ich sagen: Es ist eine wundervolle Stelle und ich fühle mich hier sehr wohl. Die Mentalität der Menschen unterscheidet sich deutlich von der in Deutschland. Die Menschen sind in der Regel gelassener, offener und extrovertierter. Das hat sowohl gute, wie auch weniger gute Seiten. Ich fange mit den weniger guten Seiten an, denn die guten bleiben besser im Gedächtnis, wenn sie an zweiter Stelle genannt werden. Also zunächst die weniger guten: Die Gelassenheit der Menschen spiegelt sich vor allem im Zeitgefühl wieder. Ich musste mich am Anfang sehr an die „African Time“ gewöhnen. Auch Verabredungen sind dadurch schwieriger zu treffen, da aus 14:30 Uhr schon gerne mal 15:10 Uhr wird. Aber das ist auch das Einzige, was mich hier stört! Nun zu den vielen positiven Seiten: Durch die sehr offene Einstellung lernt man hier sehr schnell Menschen kennen. Das

macht das Einleben in die fremde Kultur deutlich einfacher. Man findet schnell Anschluss und weil viele Menschen etwas mit einem gemeinsam machen wollen, kann man überall einmal zusehen und mitmachen, um heraus zu bekommen, was einem gefällt. Ich habe für mich die afrikanische Musik entdeckt. Als einziger „Weißer“ spiele ich in der Band mit, die bei iThemba Labantu Musikunterricht gibt. Dabei handelt es sich aber nicht um eine Band an die Sie vielleicht gerade denken (mit Schlagzeug, Klavier, Gitarre, Bass und so weiter). Wir spielen Marimba! Das Marimbaphon ist ein typisch südafrikanisches Instrument und ist vom Aufbau und der Funktion dem Xylophon sehr ähnlich. Die Marimbaband hat mich sehr herzlich aufgenommen und nun spiele ich regelmäßig mit ihnen auf Konzerten. Vor kurzem haben wir bei einem Empfang des deutschen Botschafters hier in Kapstadt gespielt.

Zum Abschluss möchte ich auch noch kurz etwas zur Umgebung sagen. Kapstadt ist die beste Stadt, in der man ein solches Jahr verbringen kann! Abgesehen von der atemberaubenden Kulisse mit dem Tafelberg (den man oben im Hintergrund sieht) und den umliegenden Gebirgen, ist es eine sehr lebendige und vielseitige Stadt. Wenn man mag, kann man in der Freizeit den ganzen Tag durch die Stadt schlendern, Menschen treffen und Museen und Einkaufszentren besuchen. Mir war es jedoch lieber, Kontakte zu den Menschen im Township aufbauen, Traditionen mitzuerleben und zu verstehen, wie schwer es ist, dort zu leben und zu erfahren, was die Menschen brauchen, um ihre Zukunft besser gestalten zu können. Denn diese Erlebnisse sind vermutlich einmalig für mein Leben und ich kann nur jeden ermutigen einmal über den heimischen Tellerrand hinaus zu schauen, in die Welt zu gehen, Menschen zu treffen und voneinander zu lernen.

Einen lieben Gruß aus dem tiefen Süden und viel Spaß beim Weiterlesen.

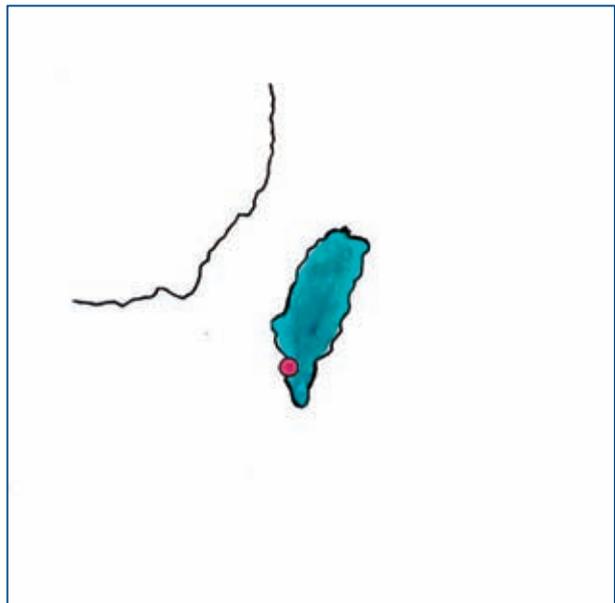


# Taiwan

---

Lena

---





Die Insel Taiwan (amtlicher Name: Republik China auf Taiwan) befindet sich im West-Pazifik, vor der Küste Chinas. Das Land trug ursprünglich mal den Namen „Formosa“, was im portugiesischen so viel wie schöne Insel bedeutet. Und schön ist diese Insel mit all ihrem Facettenreichtum allemal. Auf einer Fläche die gerade mal so groß ist wie Baden-Württemberg, erstrecken sich Gebirgsketten, weiße Sandstrände und Palmenwälder, welche im Kontrast zu den Millionenstädten Taipeh und Kaohsiung stehen.



Der völkerrechtliche Status Taiwans ist bis heute umstritten - die Insel wird von China als abtrünnige Provinz betrachtet.

Meine Einsatzstelle liegt im Süden der Insel, in der Hafenstadt Kaohsiung. Meine Gemeinde gehört ebenso wie das Seamen's and Fishermen's Center, in dem ich arbeite - und welches die Nachschulbetreuung und den Englischunterricht an Grundschulen organisiert - zur Presbyterian Church in Taiwan (P.C.T).

## Dan Bing – „Frühstückspancakes“

---

- 200 g Mehl
- 50 g Speisestärke
- 3 Frühlingszwiebeln
- 1 TL Salz
- 150 – 200 ml heißes (nicht kochendes) Wasser
- 6 Eier

### optional:

- knusprige Speckstreifen
- geriebener Käse nach Wahl

### Anleitung:

- 1 Frühlingszwiebel fein hacken
- mit Mehl, Stärke und Salz mischen
- nach und nach heißes Wasser hinzugeben, bis sie sich zu einem geschmeidigen Teig kneten lassen

- in vier Portionen teilen
- runde Stücke formen und auf die Größe der Pfanne ausrollen
- Wraps nacheinander in wenig Öl von beiden Seiten anbraten
- restlichen Frühlingszwiebeln in kleine Ringe schneiden und mit den Eiern vermischen.
- Pfanne etwas einölen und bei nicht zu hoher Hitze ein Viertel der Eiermasse in die Pfanne geben, sodass der gesamte Boden bedeckt ist
- sofort Wrap auf das noch flüssige Ei legen
- Wrap wenden, sobald das Ei gestockt ist und ganz leicht bräunt
- mit Käse und Speck (oder anderen Zutaten) bestreuen und aufrollen
- abschließend noch in Scheiben schneiden



# Lena

Die 19-jährige und aus Berlin stammende Lena lebt und arbeitet im fernöstlichen Kaohsiung im „Seamen's and Fishermen's Service Center“. Sowohl ihre ältere Schwester als auch ihr Vater verbrachten viel Zeit im Ausland, wodurch ihr das Fernweh sozusagen in die Wiege gelegt wurde. Ihr geliebtes Club Mate und Laugengebäck muss sie für die Zeit ihres Freiwilligenjahres gegen ganz viel Reis, Dumplings und Bubble Tea eintauschen, wobei sie die taiwanesisische Küche aber durchaus vermissen wird. Neben den für uns unentzifferbaren Schriftzeichen, die z.B. einzeln „Phönix“ und „Birne“ und zusammengesetzt „Ananas“ bedeuten, begeistern sie die Gastfreundschaft, sowie die zurückhaltende, entspannte und weniger hektische Lebensweise ihres Gastlandes.



Wenn alles mit roten Laternen und goldenen Figuren geschmückt wird, wenn das Haus gründlich geputzt, wenn viel eingekauft wird und wenn die Mehrheit der Bevölkerung eine ganze Woche lang frei hat,

durchs Land reist und viele Verwandtenbesuche anstehen, kann das in Taiwan nur eines bedeuten: Das chinesische Neujahr steht vor der Tür! Das Center in dem ich arbeite, hatte über die



Feiertage Anfang Februar geschlossen, weshalb ich frei bekommen habe und das Glück hatte, von meiner Gastfamilie eingeladen worden zu sein, die Zeit über in ihrem Ferienhaus zu wohnen und mit ihnen zusammen zu feiern.

Das chinesische Neujahr richtet sich nach dem traditionellen Mondkalender und ist im chinesisch-sprachigen Raum der wichtigste Feiertag. Für mich bedeutete diese Zeit: viele taiwanesischen Verwandte, rote Umschläge (gefüllt mit Geld, welches an die Kinder verschenkt wird) und ganz, ganz viel Essen. Begonnen hatte unser „Feiermarathon“ am Sonntag damit, dass wir beim Gottesdienst und dem von der Kirche vorbereitetem Lunch waren und schließlich abends mit dem einen Teil der Familie (wir waren ca. 12 Leute) in einem großen Hotel essen waren. Nachdem wir die nächsten zwei Tage dafür genutzt haben, kleine Ausflüge zu machen und ein bisschen zu entspannen – essen kann sehr anstrengend sein – sind am Dienstagabend zwei der insgesamt sechs Schwestern meiner Gastmutter samt ihren Familien in das Ferienhaus gekommen und es wurde groß zusammen gekocht, gequatscht, ein Film geschaut und Monopoly gespielt. Für mich, die sonst alleine in einem Wohnheim lebt, war das eine wirklich schöne Zeit und mal eine interessante Erfahrung so nah am typischen taiwanesischen Familienleben teilzunehmen zu können. Mittwoch gab es dann nochmals eine große Familienzusammenkunft beim gemeinsamen Mittagessen im Hotel. Diesmal betrug unsere Personenanzahl über 20 Leute. Es wurde viel gedankt, gelacht und immer wieder auf das neue Jahr angestoßen. Das Essen dort war phänomenal! Und spätestens da habe ich gemerkt wieso meine Kollegin mich davor gewarnt hatte, dass man über Neujahr erst gar nicht versuchen soll, auf seine Figur zu achten. Wenn es etwas gibt, was die Taiwanesen können, dann ist es definitiv kochen. Das Schöne am Essengehen ist, dass sich meist in der Tischmitte eine große drehbare Scheibe befindet und praktisch im Minutentakt

immer neue, unterschiedliche Gänge aufgeföhren werden und so nie Langeweile bzw. Hunger aufkommt. Mein Höhepunkt kam dann nach dem Essen. Die Oma meiner Gastschwestern hat an jeden von uns Rubbel-Lotterie-Lose verteilt und ich habe am Ende als Einzige das Glück gehabt, 800NTD (ca. 22€) zu gewinnen. Passenderweise wird zum neuen Jahr immer mit „gong xi fa cai“ begrüßt und gratuliert, was so viel bedeutet wie: ein wohlhabendes und Geld bringendes Jahr. Ich würde sagen, das hat bei mir ja schon mal ganz gut geklappt.



In diesem Sinne wünsche ich euch allen daheim in Deutschland natürlich auch ein frohes chinesisches Neujahr und da für mich hier nun schon einiges an Zeit vorbei ist und bald Halbzeit ansteht, hoffe ich, dass das neue Jahr nicht nur Wohlstand bringen mag, sondern, dass der Feuer-Affe, das diesjährige Tierkreiszeichen, mir auch Glück und viele weitere so wunderschöne Monate in Ostasien bringen mag, wie die, die ich schon erleben durfte. Denn ein Sprichwort hier lautet: „Wenn China/Taiwan das Neujahr feiert, werden die zukünftigen Träume beschworen!“



# Tansania

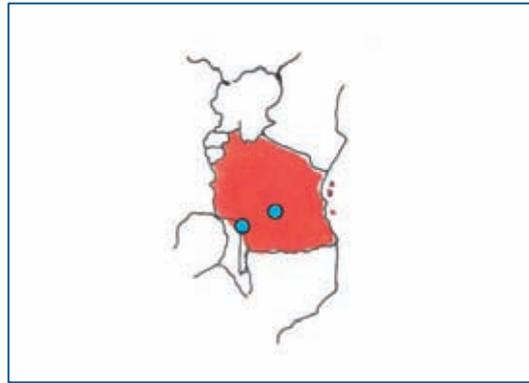
Fanny – Henriette – Paul – Verena

Tansania ist für uns vier Freiwillige nicht mehr einfach nur ein Land in Ost-Afrika, das mehr als doppelt so groß ist wie Deutschland. Wir kennen nicht jeden der fast 50 Millionen Einwohner und können auch die beiden Landessprachen Kiswahili und Englisch nicht perfekt sprechen, aber wir haben uns schon gut eingelebt. Ob es in dem kleinen Dorf Matema oder in der zentral gelegenen Stadt Iringa ist, ob wir in einem Krankenhaus, in einem Kindergarten oder in einem Waisenhaus arbeiten, wir haben das Land und das Leben so weit weg von Zuhause lieben gelernt. So wollen wir Euch ein paar Informationen mitgeben und von unseren Erlebnissen und Erfahrungen in Tansania berichten.

*- viel Spaß beim Lesen wünschen Paul, Fanny, Verena und Henriette*



Das Festland Tansanias (Tanganjika) war von 1885 bis 1918 eine deutsche Kolonie, bis 1961 ein britisches Protektorat und seit 1964 sind Tanganjika und die Inselgruppe Sansibar im indischen Ozean die vereinigte Republik Tansania. Tansania ist ein für afrikanische Verhältnisse sehr sicheres und friedliches Land, wohl auch, weil die vielen Ethnien durch die Landessprache Kiswahili geeint sind. Zwischen Muslimen, Christen und den Anhängern der traditionellen Religionen herrschen ein ungefähres Gleichgewicht und eine Atmosphäre der Toleranz. Die Wahlen im Oktober 2015 sind von uns hautnah miterlebt worden. Die nominell sozialistische Regierungspartei CCM (Chama Cha Mapinduzi übersetzt: Partei der Revolution), ist nach einem knappen Sieg über die größte Oppositionspartei, Chadema, weiterhin an der Macht. Der neue Präsident, John Magufuli, hat der Korruption und der Misswirtschaft in den eigenen



Reihen den Kampf angesagt und beachtliche Anfangserfolge erzielt. Sehr beeindruckend war für uns Freiwillige der Unabhängigkeitstag, der wohl sonst immer mit aufwändigen Festlichkeiten begangen wird. Aber dieses Jahr nicht, denn Magufuli hat die Feier zugunsten eines „cleaning day“ ausfallen lassen. Da in vielen Regionen aufgrund der allgegenwärtigen Verschmutzung die Cholera ausgebrochen ist, sei nicht die Zeit zum Feiern, sondern zum Säubern. Und das haben dann auch Millionen von Tansanieren mit Begeisterung vor unseren Augen gemacht. Kiswahili, die Verkehrssprache, ist eine afrikanische Bantu-Sprache, die aber auch arabische und englische Elemente aufweist. Obwohl es in Tansania über 130 verschiedene Ethnien und damit verschiedene Sprachen gibt, wird Kiswahili als offizielle Landessprache akzeptiert und im Alltag angewandt. In der tansanischen Kultur und Sprache hat die Begrüßung eine besondere Bedeutung. Es gibt



unzählige Begrüßungsfloskeln und -gesten und je nach sozialer Stellung, Alter und Beziehung müssen die richtigen ausgewählt werden. Gegenüber Älteren oder sonstigen Respektpersonen wird die Begrüßung „Shikamoo“ verwendet. Kinder legen als zusätzliches Zeichen der Ehrerbietung die Hand auf den geneigten Kopf der angesprochenen Person und Frauen können einen Knicks machen. Eine universelle Begrüßung wird mit „Habari za“ (wie sind die Nachrichten von) und verschiedensten Zusätzen (z.B. Zuhause, Arbeit, Morgen, Abend, Kinder, Reise...) gebildet. Dabei werden gerne auch drei und mehr Fragen nacheinander gestellt, wobei die Antwort stets positiv (z.B. „nzuri“) ist. Unter jungen Leuten hat sich die kurze Floskel „mambo“ oder „vipi“ und dazu die Antworten „poa“ oder „safi“ (was geht? Cool, sauber) eingebürgert. Eine Begrüßung besteht also meist aus mehreren Fragen nach dem Befinden des anderen.

Daneben gibt es ein sehr wichtiges Wort: das kurze „pole“, das Mitleid ausdrückt. Dies kann in jeglicher (manchmal für uns auch nicht ganz so logischen) Kombination angewandt werden: „pole na kazi“ (es tut mir leid, dass du arbeiten musst) ist ja nachvollziehbar, aber aus „Unakula? Pole!“ (Du isst? Das tut mir leid!) sind wir noch nicht so ganz schlau geworden. All diese



tion angewandt werden: „pole na kazi“ (es tut mir leid, dass du arbeiten musst) ist ja nachvollziehbar, aber aus „Unakula? Pole!“ (Du isst? Das tut mir leid!) sind wir noch nicht so ganz schlau geworden. All diese

Beispiele geben nur einen ganz kleinen Einblick ins Kiswahili – aber zeigen, dass neben dem Erlernen des reinen Sprachverständnisses für eine gute Kommunikation vor allem auch tiefer gehendes und schwerer erlernbares Kulturverständnis vonnöten ist.

Beeindruckend ist für uns auch die Vielfalt Tansanias. Ob man nun in der wunderschönen und atemberaubenden Natur unterwegs ist, einen Markt besucht oder in einem Stoffladen steht - überall ist es sehr farbenfroh und bunt. Auch die Tansanierinnen schmücken sich gerne mit bunten Kleidungsstücken und Stoffen. Dabei unterscheidet man zwei Arten von Stoffen, die Kitenge und Kanga genannt werden. Ein Kitenge wird von den Tansanierinnen hauptsächlich zur Kleidung genutzt und ist in allen Mustern und Farben erhältlich. Ein Kanga hingegen besteht aus zwei identischen Hälften und ist mit verschiedensten Mustern in bunten Farben sowie einem Spruch auf Kiswahili bedruckt. Kangas werden für so ziemlich alles verwendet – als Schürze, Rock, Decke, Tragetuch für Gegenstände oder Kinder, Kopfbedeckung.

Eine kleine Auswahl sollen die folgenden Bilder zeigen!

Vielen Dank an unser Model Elizabeth.



## Mandazi - süße Teigtaschen, die zum Chai (Tee) gegessen werden

- Mehl
- Öl
- Hefe
- Backpulver
- eine Prise Zucker und Salz
- Anleitung: Mehl, Hefe, Backpulver, Zucker, Salz mit etwas Öl und warmen Wasser mischen bis der Teig nicht mehr an den Fingern klebt
- Teig an einem warmen Ort gehen lassen
- Teig dick ausrollen und Stücke in Form schneiden. Alternativ mit der Hand formen und in heißem Öl goldgelb frittieren



# Fanny

Fanny, für die Tansania hauptsächlich nach Reis und Bohnen schmeckt, wohnte die ersten 18 Jahre ihres Lebens mitten in Berlin. Das ganz andere Leben in dem kleinen Dorf Matema war ihr daher zunächst etwas fremd, doch inzwischen fühlt sie sich dort richtig heimisch. Ihre Arbeit im „Lutheran Hospital“ macht ihr Spaß, sodass sie, zurück in Berlin, neben der Dorfidylle und der entspannten Lebenseinstellung vieler Tansanier vor allem auch ihre Kollegen und die Arbeit vermissen wird. In Matema wohnt sie gemeinsam mit Verena im Freiwilligenhaus und versucht das fehlende Klavier durch eine Gitarre zu ersetzen, daneben fehlen ihr besonders ihre Gemeinde, sowie schöne Kinoabende. Beim Kiswahilernen freut sich Fanny sehr über die aus dem Englischen stammenden Worte, wie z. B. „Kipilefti“ für Kreisverkehr.



Ich habe mich dazu entschlossen, diesmal einfach ein paar Anekdoten aus meinem Leben hier zu erzählen. Beim Lesen bitte ich Euch/Sie im Kopf zu behalten, dass es sich um meine ganz persönlichen Erfahrungen handelt, die keinesfalls allgemein für Tansania oder gar ganz Afrika stehen. Zunächst einmal ein Thema, dass wohl insbesondere Frauen auf der ganzen Welt beschäftigt: Haare. Grundsätzlich hab ich den Eindruck, dass bei Frisuren in Matema gilt: nichts ist unmöglich, mit der

richtigen Menge an Kunsthaar kommt man fast immer zur gewünschten Frisur. Die Vielfalt der Frisuren dabei ist schier unglaublich. Von „ganz normalen“ Flechtfrisuren nur mit eigenem Haar – auch die kürzesten Haare können geflochten werden – über Frisuren mit eingeflochtenen oder eingedrehten (auf meinem Profilbild zu sehen) Kunsthaaren (in schwarz, blond, pink, grün, lila oder auch in Kombination der selbigen) bis hin zu Perücken mit langem, glattem oder stark gelocktem



Haar. Natürlich macht es Spaß immer mal wieder eine neue Frisur auszuprobieren, sodass es einem passieren kann, dass jemand an einem Tag kurze schwarz-pinke Haare hat und am nächsten Tag blonde Locken bis zum Po (was es für mich am Anfang übrigens sehr schwer gemacht hat, die Frauen zu unterscheiden, weil ich sie mir zunächst über die Frisur gemerkt habe). Schon oft wurde ich um meine glatten Haare beneidet, auch wenn sie gerade mal wieder furchtbar aussahen („Deine Haare sehen so schön aus! Was machst du, dass sie so schön werden?“ - Öhm... drei Tage nicht gewaschen und heute Morgen nicht gekämmt...), wobei von vielen bedauert wurde, dass ich mir vor Tansania meine langen Haare hab abschneiden lassen und nun (eigentlich) eine Kurzhaarfrisur trage.

Nach ein paar Monaten reizte es Verena und mich, auch mal in einen „Saloon“ zu gehen. Sie wollte sich ihre Haare an einer Seite ein Stück flechten lassen und ich wollte eine Flechtfrisur mit Kunsthaaren, die am Kopf entlang geflochten werden und dann in einen Zopf münden. Da wir nicht wussten, was flechten auf Kiswahili heißt, versuchten wir einfach zu zeigen, was wir wollten. Ich hab mich sehr gefreut, als die nette junge Frau anscheinend gleich verstand, dass wir unsere Haare flechten lassen wollten und uns bedeutete auf zwei Stühlen Platz zu nehmen. Zuerst brachte sie eine Dose Pomade und fing an, die Pomade großzügig in meinen Haaren zu verteilen. Ich vermutete, dass sie meine Haare irgendwie für das Flechten vorbereitete und mir dann Bilder mit möglichen Frisuren zeigen würde. Als genug Pomade in meinen Haaren war, holte sie einen Kamm und kämmte mein Haar sehr sorgfältig – dank der Pomade lagen sie glatt an meinem Kopf an. Die Frau kämmte noch etwa fünf Minuten weiter, dann lag auch wirklich jedes Haar an seinem Platz und mein Seitenscheitel war nicht zu übersehen – ich sah aus, als wäre ich mit Öl übergossen worden. Die Frau legte den Kamm beiseite, strahlte

mich an und sagte: „tayari!“ („fertig“). Mir tat es dann etwas Leid, sagen zu müssen, dass das noch nicht ganz meine Wunschfrisur war, letztendlich habe ich dann aber mithilfe eines Fotos klar machen können, was ich wollte. Leider hat die Frisur nur eine Woche gehalten, meine Haare sind für längerfristige Flechtfrisuren doch zu glatt und zu kurz.

Ein anderes Thema, das mich hier sehr beschäftigt, ist der Chor. Bevor ich hierher geflogen bin, habe ich oft gesagt, dass ich in Matema unbedingt in einem Chor singen möchte. Eigentlich ist das auch nicht weiter schwierig, denn der Jugendchor von Matema probt in der Kirche, die direkt neben unserem Haus ist, die Probe ist wegen der lauten Playback/Begleitmusik auch wirklich nicht zu überhören. Irgendwie konnte ich mich abends aber immer nicht aufraffen. So kam es, dass ich Verena mehrere Wochen lang erzählte: „So, diese Woche gehe ich aber wirklich in den Chor!“. Das hat natürlich wunderbar geklappt... Vor zwei Wochen fasste ich mir dann ein Herz und ging an einem Freitagabend in die Chorprobe, wo schon fleißig getanzt wurde. Ich wurde gleich aufgefordert mitzutanzten. Gesagt, getan; ein Mädchen, das zuschaute, konnte sich die ganze Probe vor Lachen nicht halten (ich mich übrigens auch nicht), als sie meine Tanzversuche beobachtete und ich ging nach der Probe glücklich und erschöpft nach Hause und freute mich schon auf die nächste Probe. Leider habe ich das mit den Uhrzeiten noch nicht ganz verstanden (die Zeit, die einem genannt wird, gilt nur als grobe Orientierung), sodass ich entweder zu früh oder zu spät in der Kirche war und deshalb niemand da war. Letzten Samstag kam ich aber pünktlich und konnte die Stimmgewalt des Chors genießen, es wurde nämlich a capella gesungen und der Gesang deshalb nicht vom Playback übertönt. Ich hoffe ich hab in nächster Zeit noch öfter Gelegenheit zum Chor zu gehen und freue mich überhaupt auf sechs weitere Monate.



# Henriette

Henriette ist 19 Jahre alt und hat die letzten Jahre mit ihren Eltern, ihrer Zwillingsschwester und ihren drei älteren Geschwistern in Potsdam gelebt. Jetzt wohnt sie in einem eigenen kleinen Haus in Iringa, und arbeitet in einem Kindergarten. Sie wird in Deutschland Vitumbua, Chapati, Maandazi und Sambuza (alles tansanische Köstlichkeiten) vermissen, freut sich aber schon wieder auf eine warme Dusche. Jetzt stellt sie sich aber erstmal der Herausforderung in einem anderen Land zu leben, Kiswahili „changamoto“, was gleichzeitig ihr Lieblingswort ist.



Mein Abenteuer Freiwilligenjahr führte mich in die wunderschöne Stadt Iringa im Herzen Tansanias. Auch wenn ich eigentlich vorhatte auf der Nordhalbkugel zu bleiben, bin ich sehr froh hier zu sein und diese Erlebnisse und Erfahrungen machen zu können. Dass ich mir gerade kaum etwas anders vorstellen kann, liegt wahrscheinlich daran, dass es mir

hier so gut geht und ich jeden Moment genieße.

In den vergangenen sechs Monaten hat sich schon ein relativ geregelter Alltag bei mir eingespielt. Da ich der totale Morgenmuffel bin, stehe ich meistens erst 7:15 Uhr auf, lasse das Frühstück aus und gehe zehn Minuten später aus meinem



Haus, zuerst über das Gelände der Iringa-Diözese der lutherischen Kirche, dann die Straße hoch und steige in einen Dalladalla (öffentlicher Kleinbus) ein. Mein Arbeitsweg führt mich einmal durch die Stadt von Iringa etwas außerhalb in den Stadtteil Mlandege. Nach einem kurzen Weg zu Fuß erreiche ich die lutherische Kirche von Mlandege, zu der auch der Kindergarten gehört, in dem ich als Freiwillige tätig bin.



Der Unterricht beginnt ungefähr um 8:30 Uhr und wenn ich mich bis dahin nicht mit den Kindern, zurzeit 76 an der Zahl, beschäftige, dann fege ich einen der drei Klassenräume oder unterhalte mich mit den anderen drei Lehrerinnen. Im Kindergarten werden die Kinder in Kiswahili, Mathematik und Englisch unterrichtet. Ich rotiere wöchentlich zwischen den drei Klassen und bin für den Englischunterricht zuständig. Zurzeit unterrichte ich noch nicht sehr viel selbstständig, sondern helfe den Lehrerinnen. Das heißt, dass ich Aufgaben in die Hefte der Kinder schreibe, diese korrigiere und vor allem den jüngeren Kindern zeige, wie sie die Zahlen und Vokale oder Silben richtig schreiben. Gegen 11 Uhr wird der, von der Köchin zubereitet, Uji (gesüßter Maisbrei) ausgeteilt. Eine halbe Stunde später ist der Kindergarten auch schon zu Ende. Ich helfe dann noch der Köchin beim Abwasch und fege einen Klassenraum aus. Danach bekomme ich Chai (Tee) und Maandazi und sitze mit meinen Kollegen im Office zusammen. Meistens verlasse ich den Kindergarten um 12:30 Uhr.

Auch wenn ich noch nicht so viel unterrichte, wie ich es mir vorgestellt habe, macht mir die Arbeit sehr viel Spaß. Ich verstehe mich sehr gut mit den Kindern und freue mich jeden Tag wieder nach Mlandege zu fahren.



Bis zum Abendbrot, was ich immer zusammen mit meinen Mitbewohnern Paul und Basti (ebenfalls Freiwillige in Iringa, die im Nachbarhaus wohnen) koche, habe ich noch viel Zeit. So fahre ich zweimal in der Woche und auch am Samstag nach Mlandege und singe dort in einem der fünf Kirchenchöre der Gemeinde. Der Chor übt jede Woche Lieder für den Gottesdienst am Sonntag oder lernt neue Lieder für bestimmte Anlässe, wie zum Beispiel Weihnachten oder Ostern. Da ich im Chor singe, bin ich auch jeden Sonntag wieder in Mlandege und nehme an einem der zwei Gottesdienste teil. Auch wenn diese für mich anfangs noch sehr ungewohnt und anders waren, habe ich mittlerweile sehr viel gefallen an den Gesängen und vor allem an der Liturgie gefunden. Ich fühle mich im Chor und auch in der Gemeinde sehr wohl und angekommen und erfreue mich jedes Mal wieder an der großen Gastfreundschaft hier.

Die letzten sechs Monate habe ich fast nur in positiver Erinnerung behalten. Auch wenn es nicht immer einfach war sich zu verständigen, sind mir die meisten Menschen, die ich kennenlernen durfte, freundlich gegenüber getreten und ich habe oft und viel gelacht. Ich bin schon sehr auf die nächste Zeit gespannt und freue mich riesig hier zu sein.



Huruma Centre | Iringa, Tansania

# Paul

Von seinem Heimatort Wetzlar in Hessen ging es für Paul nach seinem Abitur in die tansanische Stadt Iringa, wo er gemeinsam mit Henriette und Basti, einem Freiwilligen des Leipziger Missionwerks lebt. Seine Nachmittage verbringt er im Straßenkinderheim „Huruma-Centre“ und kümmert sich dort um die Betreuung von Kindern verschiedener Altersstufen. Von zu Hause vermisst er einiges, unter anderem einen richtigen Wald, aber in Tansania schätzt er die „Ruhe vor dem ganzen Handykram“. Sein Einsatzland schmeckt für ihn nach Staub und selbst gekochtem Essen.



Seit knapp einem halben Jahr lebe ich in einem Parallel-Universum, mit einer fremden Sprache, die ich mal mehr, mal weniger beherrsche, mit einem Klima, das ganz anders funktioniert als Zuhause, mit Menschen, die andere Probleme, Wünsche und Ideen haben und mit

Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, von denen ich nicht gedacht hätte, das es sie gibt. Ich bin nicht etwa auf einem anderen Planeten, sondern im schönen Tansania. Meine Einsatzstelle ist das Huruma-Centre (Huruma=Fürsorge), ein Heim für Straßenkinder, und ich bin total froh, dort



arbeiten zu dürfen. Im Center können die Kinder, die zwischen 6-16 Jahre alt sind, jenseits von Kriminalität, Prostitution und Drogen, leben, zur Schule gehen und eben auch einfach Kind sein. Sie haben ihre Verwandten durch eines der großen gesellschaftlichen Probleme Tansanias, Aids, verloren und lebten teilweise auf der Straße, haben aber im Huruma-Centre ein neues Zuhause gefunden.

Wahrscheinlich genau wie meine Vorgänger/innen stand ich anfangs stammelnd und hilflos vor der Rasselbande, doch Kinder sind gute Sprachlehrer, und alle hier wissen, dass jede Einjahresfliege schon in ihre Rolle reinwächst. So bin ich jetzt der Herr der Spielsachen, und wenn die Schule nachmittags vorbei ist, lassen wir uns was einfallen.

Ob wir „neue“ Spiele ausprobieren (Verstecken zum Beispiel kannte hier kaum jemand), basteln oder einfach nur kicken, Spaß haben wir immer. Aber auch die zahlreichen Arbeiten, die im Center anfallen, bringen mich weiter. Beim Bau einer neuen Küche, beim Beackern der Felder, beim Kühe einfangen und melken und beim Rasenmähen auf tansanisch kann man sich richtig verausgaben. Meine tansanischen Kollegen/innen sind zum Glück ebenso geduldig wie freundlich und lassen mich trotz meiner beiden linken Hände überall mitstümpfern.

Abends fahre ich dann mit einem Fahrrad des Centers auf einer Straße, die dieser Bezeichnung spottet, nachhause. Wir leben in zwei sehr schicken Freiwilligenhäusern, und verfügen neben einem Sofa auch über eine Waschmaschine. Dieser Schatz hat uns den Neid vieler anderer Volontäre in Tansania eingebracht, die ihre Wäsche per Hand waschen müssen.

Wir schmeißen also zusammen den Haushalt und das sogar recht gut. Wir köcheln immer schmackhaftere Sachen, klagen aber kollektiv über Mangel an

Käse, Fleisch und Butter, was hier alles sehr teuer ist. Trotz diverser Mangelerscheinungen mache ich regelmäßig Sport, und Langeweile ist mir in Iringa noch nicht untergekommen.

Tansania mit all den Entwicklungen und Kontrasten, der sich im Umbruch befindenden Kultur und der gerade hier rasend schnell voranschreitenden Globalisierung ist ein faszinierendes Land, und auf Kiswaheli, Englisch und mit Händen und Füßen kommt man sehr schnell mit den Leuten ins Gespräch. Aufgrund der Hautfarbe wird man auf der Straße schnell als Ausländer (natürlich unermesslich reich) identifiziert, was oft sehr anstrengend ist.

Sehr zufrieden und neugierig geht es jetzt in das zweite Halbjahr. Ich bin gespannt, was mich noch so erwartet.





# Verena

Verena ist 23 und kommt aus Boos bei Memmingen, das ist ein kleines Dorf im Allgäu. Dort ist sie mit ihrer älteren Schwester, ihrem Hund und vier Katzen aufgewachsen. Die letzten drei Jahre hat sie in Stuttgart eine Ausbildung zur Krankenpflegerin gemacht. Danach wollte sie die Arbeitsweise in einem Krankenhaus in einem anderen Land kennenlernen und wurde deshalb als außerordentliche Freiwillige nach Matema entsandt, wo sie im „Lutheran Hospital“ arbeitet. Sie mag besonders die grenzenlose Gastfreundschaft der Tansanier/innen und wird die gemütlichen Abende bei Regen und Kerzenschein (wenn Stromausfall ist) und den See direkt vor der Haustür vermissen. Ihr Lieblingswort ist „kupumzika“, was „ausruhen“ bedeutet und zur entspannten Lebensweise der Menschen in Matema passt. Tansania schmeckt für Verena nach Mangos frisch vom Baum.



Seit Mitte Oktober lebe und arbeite ich nun schon hier in Matema, einem kleinen Dorf am Nordufer des Nyassasees in Tansania. Während ich die erste Zeit bis Weihnachten auf der Kinderstation verbrachte, darf ich nun seit Januar auf der so genannten „Maternity Ward“ mitarbeiten. Dort dreht sich alles rund um Schwangerschaft und Geburt. Die Hälfte der Station

ist für Schwangere gedacht, die kurz vor der Geburt stehen oder Probleme während der Schwangerschaft haben, wie zum Beispiel Malaria, Harnwegsinfekte oder extreme Übelkeit. Die andere Hälfte wird dann von Frauen belegt, die bereits entbunden haben. Daneben werden auch frühgeborenen Babys betreut. Außerdem



gibt es natürlich drei Kreissäle, wo die Geburten stattfinden. Durchschnittlich werden im Matema Hospital im Monat etwa 80-90 Kinder geboren, was für ein so überschaubares Krankenhaus doch recht viel ist. Daher habe ich das Glück, fast in jeder Schicht bei einer Geburt dabei sein zu können. Meistens versorge ich dann das Neugeborene, das heißt ich muss es abtrocknen, eventuell etwas Sekret absaugen, wiegen und in die schönen bunten Stoffe einwickeln, während sich die Hebamme um die Mutter und die Nachgeburt kümmert. Mein persönliches Highlight war bisher, als ich unter der strengen Aufsicht der Stationsleitung eine Gebärende sozusagen als „Haupthebamme“ betreuen konnte und sie nur einsprang, wenn etwas nicht nach Plan lief. Die Arbeit auf der Maternity ist für mich besonders schön und reizvoll, da ich so viel Neues lernen und in einem Fachgebiet arbeiten kann, mit dem ich während meiner Ausbildung nur kurz in Berührung gekommen bin. Im folgenden Abschnitt möchte ich nun ein paar Unterschiede zu Müttern und Geburten in Deutschland aufzeigen, die mir aufgefallen sind. Wichtig ist mir hierbei zu sagen, dass ich meine Beobachtungen nur in einem beschränkten Zeitraum und nur im Matema Hospital gemacht habe, dies also nicht allgemeingültig für Tansania gesehen werden kann. Auffallend ist, dass der Großteil der Mütter recht jung ist, so waren die meisten Erstgebärenden, die ich bisher mitbetreut habe, noch keine zwanzig Jahre alt. In Deutschland liegt das durchschnittliche Alter einer Frau bei der Geburt ihres ersten Kindes bei 29,5 Jahren. Vier und mehr Kinder zur Welt zu bringen scheint daneben auch keine Seltenheit zu sein (der bundesdeutsche Durchschnitt liegt bei 1,42 Kindern pro Frau), was wiederum die hohe Geburtenrate im Krankenhaus erklärt. Im Schnitt wird hier in Matema jedes 10. Kind per Kaiserschnitt entbunden (so meine Beobachtung aus den Daten der letzten Monate), während die Rate in Deutschland über 30% beträgt (alle Daten für Deutschland sind vom Bundesamt für Statistik, 2014).

Grundsätzlich habe ich den Eindruck, dass hier um eine Geburt nicht so viel Aufhebens gemacht wird. Die meisten Frauen kommen mit Wehen, werden untersucht, sollen dann viel laufen und werden eigentlich nur etwa in den letzten 30 Minuten der Geburt durchgehend von einer Hebamme betreut. Zum Großteil werden die Frauen von ihrer eigenen Mutter begleitet, die aber bei der Geburt selbst nicht dabei sein darf. Wenn auch die Nachgeburt abgeschlossen ist, stehen die Frauen auf, waschen sich kurz und nehmen dann ihr Baby in Empfang. Auch das Stillen scheint bei den meisten auf Anhieb gut zu funktionieren, was aber sicherlich auch an der erfahrenen Unterstützung durch die Angehörigen liegt. Bei unkompliziertem und problemlosem Verlauf dürfen die Mütter das Krankenhaus bereits am nächsten Tag wieder verlassen – nicht selten laufen sie dann mehrere Kilometer nach Hause. Toll finde ich vor allem auch den natürlichen und irgendwie einfachen Umgang mit den Kleinkindern: mit bunten Tragetüchern auf den Rücken der Mutter geschnallt sind sie einfach überall dabei und wenn sie weinen, wird ihnen erst einmal die Brust gegeben, ganz egal wo. Die Freizeit in Matema fühlt sich meist wie Urlaub an: bis zum drittgrößten See Afrikas sind es keine hundert Meter, das Wasser ist stets angenehm warm und auch jetzt in der Regenzeit scheint jeden Tag die Sonne. Nach nun über vier Monaten im Land komme ich mit meinem Kiswahili im Alltag ganz gut zurecht, für tiefergehende Konversation reicht es jedoch nur selten. Trotz dieser Sprachbarriere sind die Menschen hier in Matema sehr hilfsbereit. Die in meinem bisherigen Leben größte Gastfreundschaft erfuhr ich, als ich eine Woche bei einer mir bis dahin völlig unbekanntem Familie in Dar Es Salaam verbringen durfte, weil ich dort Visumsangelegenheiten klären musste – sie nahmen mich wie eine Tochter auf und halfen mir bei allem. Das ist eine Haltung, an der ich mir ein Beispiel nehmen möchte und die ich zurück in Deutschland auch gerne selbst leben möchte.



# Indien

Gianna



Auf der Straße in Madura.



Für die Heimkinder, die in den Schulferien nicht zu ihren Familien konnten haben wir Pfannkuchen gemacht.

## Lassi – Joghurtgetränk

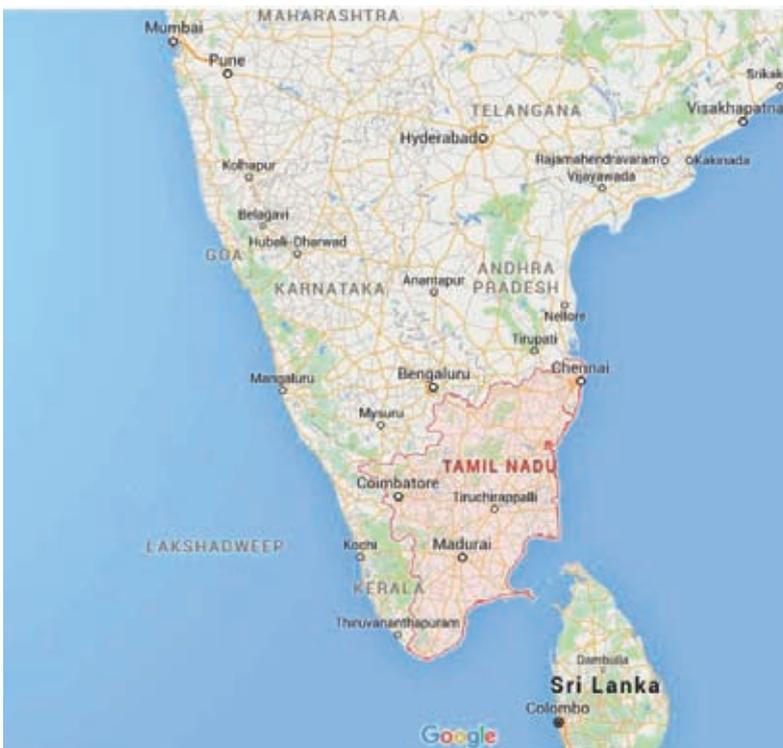


- 500g Jogurt (dahi)
- 2 EL Zucker
- 1 Liter kaltes Wasser
- 1 EL süße Sahne (malai)
- Eiswürfel, zerstoßen

Den Jogurt mit Zucker und dem Wasser schaumig rühren. Mit leicht geschlagener Sahne und zerstoßenem Eis auffüllen. Nach Wahl könnte man auch pürierte Früchte hinzugeben.



In vielen Tempeln findet man nicht nur Statuen des beliebten Elefanten-Gottes, sondern auch lebende Elefanten.



## Landessprachen

- Hindi
- Englisch
- Tamil
- und viele weitere



Kamuthi | Tamil Nadu, India

# Gianna

Durch eine gemeinsame Woche Vorbereitungsseminar stieß Gianna als Freiwillige des Leipziger Missionswerkes zu den übrigen Freiwilligen des Berliner Missionswerks und entschloss sich ebenfalls einen Beitrag für die Rundbriefzeitung zu verfassen. Für sie ging die Reise von Frankfurt am Main in den südlichsten Bundesstaat Indiens, wo sie für einige Monate in einem Kinderheim eines kleinen Dorfes Englisch unterrichtete und nachmittags eine Bastelstunde anbot. In Indien vermisste sie vor allem das deutsche Essen, da bereits das indische Frühstück aus Reis mit Chilischoten besteht und die Gerichte, je südlicher man kommt, immer schärfer werden. Giannas Lieblingswort auf Tamil ist das vielseitige Wort „Amma“, das sowohl Ja als auch Mama bedeutet und ebenfalls als Ansprache für eine ältere Frau verwendet werden kann.



Indien, ein Subkontinent, mit ca. 1,3 Milliarden Einwohnern, ist nach China das am zweit stärksten bevölkerte Land der Welt. Allein der Bundesstaat Tamil Nadu, in dem ich gelebt habe, ist von der Fläche her größer als Deutschland und hat 72 Millionen Einwohner. Aber genauso groß wie das Land ist hier auch die Kluft zwischen den Menschen; auf der einen Seite bittere Armut, auf der anderen Seite Reichtum, der ins Unermessliche geht. Genauso kann man das Leben auf dem Land nicht mit dem in der Stadt vergleichen.

Während es noch sehr entlegene Gegenden ohne Infrastruktur auf dem Land gibt, sind die modernen Metropolen sehr westlich orientiert.

Ich habe in einer sehr ländlichen Region Tamil Nadus gelebt. Die nächste Stadt (Madurai) war 100km weit entfernt und damit auch der nächste Supermarkt. Das Kinderheim, in dem ich gearbeitet und gelebt habe, lag in der Nähe des Dorfes Kamuthi. In Kamuthi gab es auf dem Markt schon einiges zu kaufen, aber keine „westlichen Produkte“, so musste man für



Cornflakes, Nudeln oder Klopapier immer in die 100km entfernte Stadt fahren. Tamil Nadu hat ein tropisches Klima. Es ist fast das ganze Jahr über um die 30°C warm. Nur in der Regenzeit kühlen die Temperaturen ein wenig ab. Der Wintermonsun dauerte von September bis Dezember an und brachte starke Regenfälle mit sich. In dieser Zeit regnete es fast jeden Tag. Oft kam es auch zu starken Überschwemmungen. Vor allem die Überschwemmungen des letzten Winters haben die Region stark getroffen. Die Infrastruktur der Hauptstadt Tamil Nadus Chennai brach komplett zusammen. Die Stadt konnte nur noch über einen einzigen Landweg verlassen oder betreten werden. Auch der Flughafen der Achtmillionen-Metropole blieb für Wochen geschlossen. Aber vor allem die ländlichen Regionen sind von der Außenwelt komplett abgeschnitten. Und so wurden die nicht asphaltierten Straßen Kamuthis schnell überschwemmt, sodass oft kein Durchkommen mehr möglich war. Aber auch das öffentliche Leben wurde lahm gelegt. Die Busse fahren nicht mehr. Vor allem aber die ärmeren Menschen litten unter der Flut. Die ärmlichen Hütten, die oft nur aus Lehm, Wellblech und Plastikplanen bestehen, wurden zerstört und dazu drangen die Hilfsgüter nicht zu den Menschen in den entlegenen Regionen durch. Ein anderes großes Problem in dieser Zeit war

die Seuchengefahr. Die Müllentsorgung ist in Indien nicht einheitlich geregelt und so werden bei der Flut Müll, Exkrememente und Tierkadaver angespült.

Das Kinderheim, in dem ich gelebt und gearbeitet habe, ist sehr ärmlich. Es leben dort ca. 140 Kinder im Alter von 5 bis 16 Jahren. Es schlafen immer 30 bis 40 Kinder zusammen in einem Raum auf dem Steinboden. In dem Heim leben aber nicht nur Weisenkinder, es gibt viele, die noch einen Elternteil haben. Viele Eltern sind aber arme Landarbeiter aus der Umgebung und haben kein Geld ihre Kinder zu ernähren und sie zur Schule zu schicken. Im Heim können sie kostenlos die Schule besuchen und kriegen zu essen. Vor allem die kleineren Kinder leiden sehr unter der Trennung von ihren Eltern.

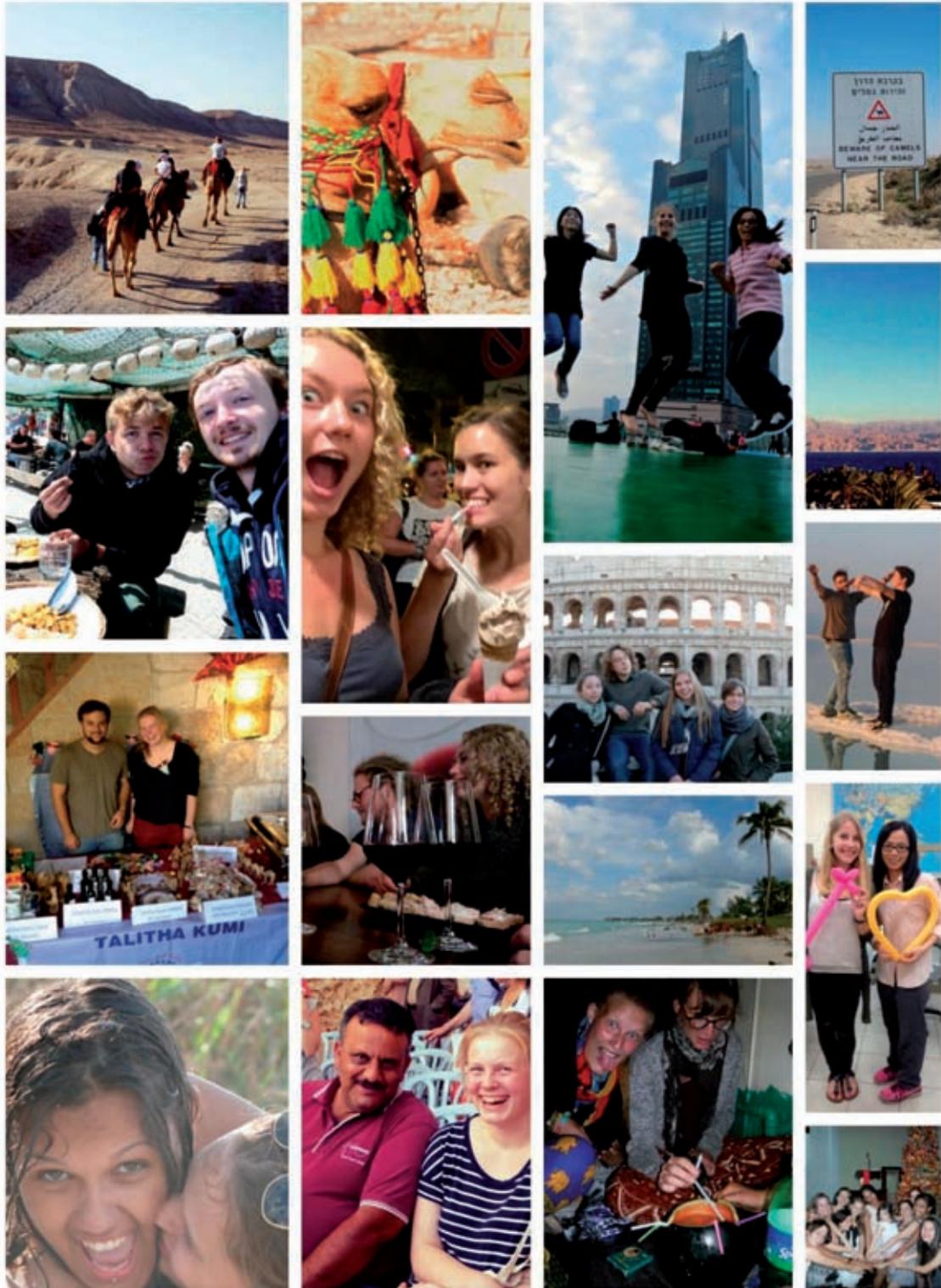
Meine Aufgabe im Heim war es in der 1. und 2. Klasse Englisch zu unterrichten. Es gibt zwar Englischlehrer vor Ort, die meisten sprachen jedoch nicht gut Englisch. Sehr zum Nachteil der Kinder, da diese später einmal bessere Berufschancen haben, wenn sie die englische Sprache beherrschen.

Am Anfang hatte ich noch viele Schwierigkeiten beim Unterrichten. Es ist gar nicht so einfach, zwei Schulstunden zu füllen, bei denen die Kinder auch konzentriert bleiben. Zudem ist die Verständigung nicht so einfach. Die Kinder sprechen nur Tamil. Doch mit ein paar leicht erklärbareren Unterrichtsmethoden, wie beispielsweise Abc- oder Zahlenspielen, ließen sich die Stunden gut auflockern.





# Spaßcollage





## Ihr seid einfach toll.

---

Nach so unglaublich vielen Eindrücken und Informationen, die gerade auf Sie eingedrungen sind, dürfen Sie jetzt erst einmal durchatmen. Also einen ganz tiefen Luftzug nehmen, dann kann es weiter gehen. Gemacht? Großartig! Es gibt nämlich noch das eine oder andere zu sagen.

Den Schritt ins Ausland zu wagen, ist eine wahnsinnige Erfahrung, denn jeden einzelnen Tag prasseln auf uns viele neue Dinge ein und diese müssen auch von uns erst einmal verarbeitet werden. Diese Tatsache, plus unsere tägliche Arbeit vor Ort, lässt die Idee, nebenbei mal eben noch eine komplette Rundbriefzeitung zu erstellen und, damit verbunden, zwischen zehn Ländern hin und her zu kommunizieren, wie eine sehr verträumte Idee aussehen.

### **Alles ist möglich.**

An dieser Stelle kann man nur sagen, dass alles möglich ist, wenn man so viele tolle und engagierte Mitfreiwillige und gleichzeitig Freunde hat! Was im Jahr 2015 noch ganz *easy* klang und nicht wie eine ganz schöne Aktion, hat sich als ziemlich viel Arbeit und ein langer Prozess

herausgestellt. Aber wenn man seine „Arschtreter“ hat, und ja, ein verantwortliches Team trägt diesen Namen, die immer hinterher waren und sich so viel gekümmert haben, dann kann das ja gar nicht schief gehen. Stimmt's?

Dazu kommt natürlich das reizende Layoutteam, welches Stunden um Stunden damit verbracht hat, sich Gedanken über die Gestaltung der einzelnen Seiten zu machen und diese Zeitung, welche Sie nun in Ihren Händen halten, letztendlich auch zu erstellen. *Cheers* darauf!

Aber was wäre ein Layoutteam ohne jemandem, der die deutsche Sprache in all ihrer komplizierten Grammatik und Rechtschreibung beherrscht?

Trotz des im Kopf sehr verwirrenden Einflusses von Italienisch, Arabisch, Mandarin, Englisch, Schwedisch, Spanisch, Kiswahili, Afrikaans, noch viel mehr Sprachen *und* natürlich Deutsch, haben sie es geschafft – und ja, dazu muss man sagen, dass dies eine ganz



schöne Herausforderung sein kann, welche mit Bravour gemeistert worden ist!

Ein riesiges Dankeschön geht natürlich auch an unsere Helden der Kreativität und der Fotocollage, sowie an Charlotte, welche im vorherigen Freiwilligenjahr 2014/15 ihre Zeit in Schweden verbrachte und uns ihre tollen Landkarten zur Verfügung gestellt hat.

#### **Ihr seid toll.**

Ein Dankeschön aus momentan sehr heißen, kalten, tropischen, regnerischen, windigen, bunten, sonnigen, verschneiten und trotzdem heimatlichen Ländern dieser Welt geht an euch da draußen!

An unser liebes Berliner Missionswerk mit allen darin inbegriffenen Mitarbeitern, welche uns monatlich kleine Geschichten zuschicken und immer wissen wollen, wie es uns in der großen weiten Welt ergeht.

#### **An alle von euch, welche uns tatkräftig und seelisch unterstützen.**

An jeden einzelnen, welcher Teil unserer Freundeskreissponsoren ist und sich, durch unsere Erzählungen, von anderen Ländern und Kulturen berieseln lässt.

An unsere Familien und an Freunde, welche an uns denken, uns stark machen und immer bei uns sind. Ihr seid der wichtigste Grundbaustein in unserem Leben – ganz besonders im Ausland. Dieser Grundbaustein verliert nicht, wie zum Beispiel durch den oft eintretenden Mangel an Kontakt, seine Bedeutung. Ganz im

Gegenteil: Er gewinnt jeden einzelnen Tag ein bisschen mehr dazu.

Und zum Schluss: Danke an jeden Leser, egal ob er durch Zufall oder durch gelungene Werbung an diese Zeitung gelangt ist, und sich beim Durchlesen über die vielen Impressionen und Einblicke gefreut hat, die ihn vielleicht sogar angeregt haben selbst mal wieder einen Schritt hinaus in die Welt, ins Ungewisse und gleichzeitig vor allem zu sich selbst zu wagen. Denn das ist es, was wir alle mit dieser Freiwilligenzeitung erreichen wollen.

Ein Letztes ist gewiss: Wir alle werden dieses Jahr niemals vergessen – egal ob in Großbritannien, Südafrika, Taiwan, Schweden, Palästina, Italien, Kuba, Indien oder Tansania und ich denke ein größeres Geschenk könntet ihr uns allen wirklich nicht machen.

Mit lieben Grüßen aus Großbritannien,

Nora



## Informationen zum Freiwilligendienst

---

### **Wir haben Ihr Interesse an einem Freiwilligendienst geweckt? Im Folgenden ein paar Informationen:**

Das Freiwilligenprogramm des Berliner Missionswerkes richtet sich an junge Menschen, die in unsere Partnerkirchen entsandt werden und dort eine fremde Alltagswelt und Kultur kennen lernen möchten.

Vor dem Freiwilligenjahr wollen wir die Freiwilligen in einer intensiven Vorbereitungszeit kennenlernen und auf die Anforderungen ihres Einsatzes vorbereiten. Weitere Einzelheiten zum Freiwilligenprogramm erfahren Sie auf dem Infotag im Herbst 2016.

Die Einsatzländer für das ökumenische Freiwilligenprogramm werden jedes Jahr neu festgelegt und können sich aufgrund der politischen Situation auch kurzfristig ändern. Für den Freiwilligendienst ab Spätsommer 2017 sind Stellen in Großbritannien, Italien, Kuba, Schweden, Südafrika, Palästina, Taiwan und Tansania frei.

An allen Einsatzorten, egal in welchem Land, steht immer die Arbeit mit Menschen im Vordergrund. Als Freiwillige(r) bringen Sie sich in Kindergärten oder Schulen ein, arbeiten in Krankenhäusern oder in anderen Bereichen von Gemeinde- und Diakoniarbeit. Genaueres können Sie bei den Stellenbeschreibungen auf unserer Webseite nachlesen: [www.berliner-missionswerk.de](http://www.berliner-missionswerk.de)

### **Nächste Termine:**

Infotag (8.10.2016)

Schriftliche Bewerbung (bis 24.10.2016)

Auswahlseminar (11.-13.11.2016)

### **Freiwilligenprogramm**

Berliner Missionswerk,  
Ökumenisches Zentrum  
Georgenkirchstraße 69/70  
10249 Berlin

Telefon: +49 (0) 30 243 44 165

[freiwilligenprogramm@bmw.ekbo.de](mailto:freiwilligenprogramm@bmw.ekbo.de)  
[www.berliner-missionswerk.de](http://www.berliner-missionswerk.de)



# Impressum

---

Für den Inhalt der einzelnen Artikel ist jeder Autor und jede Autorin selbst verantwortlich. Der Kontakt zu den einzelnen Autoren ist über das Berliner Missionswerk möglich.

*Landkarte Seite 6, Quelle:*  
<https://www.google.de/maps/place/Tamil+Nadu+600001,+Indien/@12.0711609,74.7915577,6z/data=!4m2!3m1!1s0x3b00c582b1189633:0x559475cc463361f0>

## **Stellvertretend für das Redaktionsteam:**

Lena Bergmann  
c/o Berliner Missionswerk  
Georgenkirchstr. 69/70  
10249 Berlin

## **Druck:**

LASERLINE  
Scheringstraße 1  
13355 Berlin

## **Kartenzeichnerin:**

Charlotte Weber-Spanknebel  
Freiwillige 2014/15 in Schweden

## **Stellvertretend für das Layoutteam:**

Nora Stellwag  
c/o Berliner Missionswerk  
Georgenkirchstr. 69/70  
10249 Berlin

---

Das Ökumenische Freiwilligenprogramm des Berliner Missionswerkes wird gefördert von ENGAGEMENT GLOBAL im Auftrag des



sowie gefördert von



